

Vergißmeinnicht
1909

9 (1909)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtllicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.

Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.



27. Jahrgang.
Nr. 9.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
M. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werke zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Nürnberg Nr. 194.



Die zerbrochene Flasche.

Köln a. Rh.
September 1909.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Was tragst denn du?

Das Joch der Welt ist hart und schwer;
Es drückt den Träger mehr und mehr,
Bis endlich er der Last erliegt,
Durch List und Gewalt vom Teufel besiegt.

Das Joch des Herrn ist süß und leicht;
Dem Träger wird Stärke von oben gereicht,
Und früher wird es, je länger er trägt,
Bis die Stunde des ewigen Lohnes schlägt.

Ein Joch von den beiden wird jedem zu teil;
Er tragt's zum Verderben oder zum Heil,
Nur erfennet nicht jeder, was er gewählt,
Weil Blindheit sich gern mit der Torheit vermählt.

Wach auf, mein Freund, aus der schädlichen Ruh'
Und frage dich ehrlich: Was tragst denn du?

Mönch.

Die zerbrochene Flasche.

Intermezzo im Waisenhaus zu Mariannhill.

(Siehe Titelbild.)

Schaut da den Käffenknirps! Puh, das Gesicht! Er sollte eine Flasche Trinkwasser holen, und während er mit den kleinen Brigitta, seiner Kameradin, herauströdelte, schlenkerte er die Flasche gegen den Veranda-pfosten Kladderabanz. Klinterklirring, und die halbe Flasche liegt in Scherben auf der Erde. Rascher Szenenwechsel in den Gesichtsmienen des dicken Kraus-kopfes; denn so was ist ein zu großes plötzliches Leid für ein kleines Kinderherz. Ein Donnerwetter seitens der Waisenhausmutter droht ja am Kinderhimmel. Die kleine Brigitta besicht mit leidenschaftlichem Schaden und hat auch schon einen Entschluß gefasst. Sie geht mit ihrem Spezel zur Mutter, und wenn sie diese nur bittend anschaut, so wird das Donnerwetter nicht so schlimm; denn sie ist auch ein Findling, die dicke Brigitta, und der Mutter, die sie von Klein an groß gezogen, ganz besonders ans Herz gewachsen. Darum kriegte sie auch um Weihnachten die schönste Puppe. Und ein Paar kleinkleine Sandalen trägt sie, was die anderen Waisenhauskinder nicht tun. Und sie hat denn auch ihre Aufgabe gut gelöst, daß kleine schwarze Hausmütterchen, das Donnerwetter kam nicht zum Aufbruch, und der Kinderhimmel hing wieder voller Bühngegen.

Der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner †.

Wohl ist der Lebenslauf unseres unvergesslichen Chrw. Vater Franz, von dessen Tod und Beerdigung wir in der August-Nummer des Vergißmeinnicht berichteten, vielen unserer verehrten Leser schon hinzreichend bekannt, dennoch aber erachten wir es hl. Pflicht frommer Pietät, jetzt nach seinem seligen Hinscheiden die hauptsächlichsten Daten aus seinem vielbewegten Leben nochmals kurz zu erwähnen.

Wendelin Pfanner — so lautete sein Name in der Welt — war geboren am 21. September 1825 zu Langen bei Bregenz in Vorarlberg. Die Mutter starb, bevor der kleine Wendelin sie kannte; der Vater, ein strenger Bauersmann von altem Schrot und Korn, fand bei seiner vielen Arbeit keine Zeit, sich viel mit der Erziehung seiner drei Buben — einer davon war ein Zwillingssbruder unseres Wendel — und seiner einzigen Tochter zu befassen und überließ dieselbe lieber der Tante und Taupatin seiner Kinder, einer kleinen,

aber sehr rührigen Person, welche von der Kirchen-Rute, die hinter einem St. Annabilde hing, energischen Gebrauch zu machen wußte.

Im siebenten Jahre kam Wendel in die Schule, welche jedoch damals nur zur Winterszeit, von Martin bis Georgi, besucht wurde, und in welcher der alte Lehrer neben Religion hauptsächlich den Rechenunterricht betonte. Die übrige Zeit des Jahres wurde fleißig auf dem großen elterlichen Hofe gearbeitet. Der Vater galt als einer der wohlhabendsten und bau-lustigsten Dekonomen der ganzen Gegend, er hatte sein Besitztum kultiviert und vergrößert, neue Scheunen und Stallungen gebaut, große Tannenwälder angekauft und darin eine Bretterjäge in Betrieb gezeigt. Da gab es nun Arbeit in Hülle und Fülle. Der Vater, selbst ein Wühler in allem, was er angriff, hoffte, seine Buben würden einst noch „ärger“ als er. Seine Lieblingsarbeit war Straßen anlegen, und auch dabei mußte unser Wendel, wie bei allen andern Arbeiten, tüchtig mit angreifen. Das stärkte nicht nur seine Körperkraft, sondern gab ihm auch Sinn und Geschick für alle Handarbeiten, ein Umstand, der ihm später bei der Gründung seiner Klöster sehr zu statten kommen sollte.

Ein kleines Mißgeschick entschied über seine Berufswahl. Eines schönen Morgens gab nämlich der Vater seinem nun zwölfjährigen Jungen die Peitsche in die Hand und überwies ihm den zweispännigen Wagen, um Sand zu fahren. Das war bei Sonnenaufgang; gegen sechs Uhr hatte der junge Fuhrmann schon seinen Abschied, denn er hatte das Unglück gehabt, den beladenen Wagen umzuwerfen. Das war ein Kapitalbock in den Augen des Vaters. So ein Junge taugte offenbar zum Bauer nicht und sollte deshalb ein Geistlich er werden. Am Tage vor Michaeli 1837 rief daher der Vater in aller Frühe in die Schlafkammer hinein: „Der Wendel soll aufstehen; er muß fort nach Feldkirch zum Studieren!“ — Der Wendel stand auf und ging mit dem Vater nach Feldkirch. Auf dem Weg beteten sie abwechselnd den Rosenkranzpsalter, und beim Abschied gab ihm der Vater zwei Zehner mit den Worten: „Da hast du Taschengeld, mußt aber sparen! Studiere fleißig und vergiß das Beten nicht!“ —

Unser Wendelin war also Student und hielt sich trotz der ungünstigen Verhältnisse, in denen er sich diese Jahre über befand, im allgemeinen recht gut. Schon damals hatte er die Gewohnheit, alles rasch

zu tun, allerdings nicht immer aus Tugendhaftigkeit, als vielmehr in dem unwürdigen Drang, recht viele freie Zeit zum Tummeln in frischer Luft, zum Ringen, Ballwerken und Schlittschuhlaufen zu bekommen. Er beteiligte sich rege an den althergebrachten Neubereien, die im Städtchen zwischen „Studiert“ und „Unstudiert“ herrschten. Dabei fiel bei unserm kleinen Helden noch der Umstand sehr in die Waagschale, daß er feuerrote Haare hatte, die auf weite Ferne leuchteten. Wehe nun aber dem Straßenjungen, der es wagte, ihn den „Roten“ zu nennen, denn das galt ihm als unerträglicher Schimpf, und ist dabei in der Hitze des Gefechtes manches Ohrenläppchen zu Schaden gekommen. Hätte er gewußt, es gebe im Süden Afrikas ein Land, wo rote Haare als schön gelten, er wäre sicherlich schon damals unter die Kaffer gelaufen. Denn unsere Schwarzen konnten, als

sandten an ihm stets einen unachtsichtigen Gegner und nirgends scheute er sich, dieser seiner Gesinnung offen Ausdruck zu geben. Harmlosen Freunden aber war er keineswegs abhold, doch wußte er dabei stets das richtige Maß einzuhalten.

Ganz auffallend an ihm war damals schon das überaus große Interesse, das er für alle Maschinen und industriellen Einrichtungen befandete. Es kam wiederholt vor, daß er die in seiner Gesellschaft befindlichen Freunde und Studiengenossen plötzlich verließ, um einen zufällig des Weges kommenden mechanischen Apparat näher in Augenschein zu nehmen. Auch in seinem späteren vielbewegten Leben blieb er vorherrschend ein Mann der praktischen Tat, so daß er sich von der Verfolgung eines Ziels, für das er sich einmal begeistert hatte, durch kein Hindernis und keine Schwierigkeit mehr abschrecken ließ.



Abt Franz und erste Abtei.

P. Franz anfangs der achtziger Jahre dahier erschien, seinen langen, roten Bart nicht genug bewundern.

Wendelin brachte jedes Jahr, wenn auch nicht gerade ein glänzendes, so doch ein ziemlich gutes Zeugnis mit nach Hause. In den Ferien mußte er im elterlichen Hause wieder wie früher tüchtig bei der Arbeit angreifen, denn gewöhnlich fiel die Vatanz in die Erntezzeit, und der Vater freute sich, an ihm einen Tagelöhner zu ersparen.

Als er die fünfte Klasse glücklich absolviert hatte, durfte er seinem heißen Wunsche gemäß zur Fortsetzung seiner Studien nach Innsbruck gehen. Den vierzigstündigen Hin- und Rückweg machte er mit andern flotten Studenten jedesmal zu Fuß. Hier in Innsbruck reiste er zum ersten, gesuchten Jüngling heran. An dem berühmten P. Patz sandt er einen vorzüglichen Lehrer, an Professor Böhm einen eminenten Mathematiker. Mit vollem Ernst beim Studium verband Wendelin eine tadellose sittliche Ausführung. Gemeinheiten und Unordnungen jeglicher Art

Nachdem Pfanner in Innsbruck auch noch ein Jahr Philosophie studiert hatte, drängte es ihn nach dem schönen Italien. In Padua, welches damals ca. 100 000 Einwohner zählte, wollte er mit einigen seiner Landsleute das zweite philosophische Jahr zu bringen. Er fand zwar dagebst nicht, was er suchte, doch brachte er am Ende des Jahres nicht nur ein vorzügliches Zeugnis, sondern was ihm zeitlebens von ungleich größerem Nutzen war, die Kenntnis der italienischen Sprache mit nach Hause. Der Vater war stolz auf seinen Sohn. Den fragenden Nachbarn, welche Italien nur als das beste Absatzgebiet ihres Vieches kannten, sagte er: „Ja, ja, wo unsere Ochsen hingehen, da ist er gewesen, mein Wendel!“ Das hinderte ihn jedoch nicht, dem Herren Philosophen am dritten Tag eine Heugabel zu überreichen und ihn freundlichst einzuladen, bei dem schönen Septemberwetter alltäglich mit den vielen Heuern zu gehen.

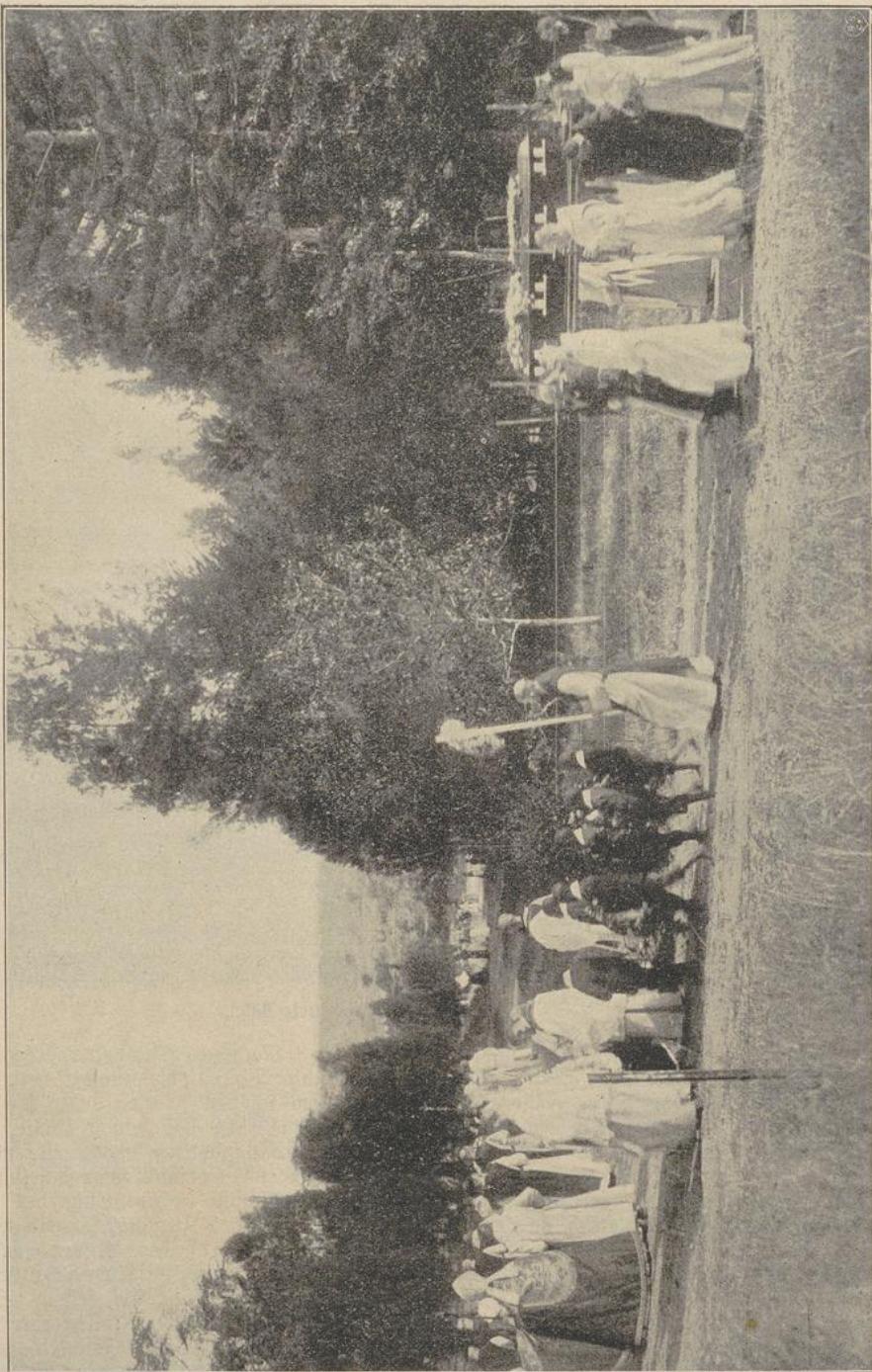
Auf Michaelitag 1847 ging's nach Brixen in

die Theologie. Zu diesem trauten Städtchen fühlte sich unser Wendelin bald heimisch. Er studierte gern und viel und oblag im Priesterseminar mit seltenem Eifer den religiösen Übungen; denn was sein energischer Charakter einmal ansaßte, das tat er auch ganz und voll. Leider bereitete ihm die sündende Lebensweise und ungewohnte Fleischkost eine schwere Krankheit (Dungen- und Gehirnentzündung), die ihn dem Tode nahe brachte. Seine kräftige Natur half ihm zwar durch, doch mußte er auf ärztliche Anordnung schon im Mai des zweiten theologischen Schuljahres in die Ferien. Wendelin fühlte damals einen großen Drang in sich, in die Heidemission zu gehen, allein der damalige

Fürstbischof entschied, er sei für solche Anstrengungen zu schwach, eine Entscheidung, mit der sich unser Seminarist vollständig beruhigte. Später machte er eine größere Ferienreise über München, Würzburg und Koblenz nach Köln und von da über Straßburg, Zürich und Luzern zurück in die liebe Heimat. Es war das für die damalige Zeit eine ganz respektable Reise, zumal da er sie fast ganz zu Fuß zurücklegte; er selbst glaubte, er würde in seinem Leben nie mehr so weit herum kommen und hatte keine Ahnung, daß er dreißig Jahre später in denselben Städten noch manches Paar Schuhe durchlaufen würde, um für seine großen Trappistenklöster in der Türkei und in Südafrika Brot zu schaffen. Bei der Rückkehr ins elterliche Haus meinte der Vater: „Du wirst jetzt viel zu erzählen haben, aber das sparen wir auf den Sonntag. Wir hatten so viele Regentage, und es liegt

noch viel Heu draußen.“ So verbrachte er auch die letzten Ferien mit dem Rechen und der Heugabel.

Am 28. Juli 1850 erhielt Wendelin Pfanner die hl. Priesterweihe. Tags darauf ging es nach



Leichenzug des Hochw. Abt Franz.

Borarlberg, wo ihm die Heimatgemeinde einen überaus festlichen Empfang bereitete. Vier Wochen nach der Primiz langte von Feldkirch ein bischöfliches Dekret an, welches unserm Neugeweihten den schwierigsten

der in diesem Jahre offenstehenden Seelsorgsposten

anwies. Es war dies Haselstauden, wo es schon seit längerer Zeit große Spaltungen und infolge dessen mancherlei Unordnungen gab. Der Empfang war kalt, und alles war gespannt, auf welche Seite er sich schlagen würde.

Doch sein Grundsatz war: „Ich schaue nicht rechts und nicht links, gehe gerade aus und kümmere mich um keine Partei.“ Diesem Vorsatz blieb er auch treu und hatte damit in kurzer Zeit wenigstens alle Gutgesinnsten auf seiner Seite. Von nun an hatte er freies Spiel, konnte manche Uuordnung abstellen und in jeder Beziehung viel Gutes wirken; auch bekam er von den ihm treu ergebenen Pfarrkindern reichliche Mittel zur würdigen Restauration der Kirche.

Seine Gesundheit ließ leider noch immer zu wünschen übrig; ein ärztliches Gutachten lautete auf „Disposition zu Tuberkeln“. Der junge Pfarrer rechnete mit einem baldigen Tod und kaufte daher für sich und seine Schwestern Kressenz, die ihm die Haushaltung führte, in Haselstauden eine Grabstätte. Da kam im Jahre 1859 ganz unerwartet vom Hochw. Herrn Fürstbischof Gasser, seinem ehemaligen Lehrer, ein Schreiben, worin er eingeladen wurde, eine Stelle als Beichtvater im Kloster der barmherzigen Schwestern in Kroatien und zwar aushilfsweise auf ein Jahr anzunehmen. Der Wunsch seines Bischofes war ihm Befehl und somit zögerte er keinen Augenblick,

das Anerbieten anzunehmen, so schwer ihm auch der Abschied von seiner lieben Pfarrgemeinde wurde.

Auf der Reise nach Agram besuchte er seinen Landsmann, den berühmten Bischof Rudigier von Linz, und seinen ehemaligen Professor Dr. Fehrer, Bischof von St. Pölten, wo er die herzlichste Aufnahme fand.

In Agram selbst fand er mehr als 100 Schwestern, bei denen er nun fortan in klösterlicher Zurückgezogenheit das Amt eines Beichtvaters verwaltete. Zeitweilig hielt er in der Strafanstalt Lepoglava den zahl-



Feierliche Beisetzung der Leiche im Friedhof in Mariannhill.

reichen Sträflingen tief ergreifende Exerzitien. Bei den Schwestern fand er in der Absaffung der Klostergeschichte eine ihst immer mehr fesselnde Nebenbeschäftigung; dazwischen machte er im Mai 1862 eine Reise nach Italien, hielt sich dabei 18 Tage lang in Rom auf und besuchte auch noch Neapel und den Besuv,

sonne die verschütteten Städte Pompeji und Herkulaneum, wo man eben mit den Ausgrabungen beschäftigt war.

In dieser Zeit dachte er viel darüber nach, was denn aus ihm noch werden sollte und wurde dabei stets unschlüssiger. Für immer in Kroatien zu bleiben, hatte er keine Lust, etwas Unerklärliches hielt ihn auch von der Rückkehr nach Haselstaufen zurück. Vielfach kamen ihm schon Gedanken an das Ordensleben, doch wußte er nicht, welchem Orden er sich anschließen sollte. Da kamen gegen das Ende des Jahres 1862 zwei Trappistenbrüder von Belgien nach Agram auf Sammlung. Diese erzählten ihm viel Interessantes von ihrer Lebensweise. Er fragt dieselben noch näher aus, und da sagte ihm eine innere Stimme: „Das ist für dich!“ Er glaubte, die strenge

dam ins Kloster, und dann die allerletzte Reise ins himmlische Jerusalem. Bei seiner Ankunft in Triest erhielt er das Reisediplom und war nicht wenig überraucht, darin zu lesen, daß er zum Präsidenten der Pilgerkarawane ernannt sei. Er hatte dies der Kenntnis der italienischen Sprache zu verdanken. Bei Beginn der hl. Fastenzeit reiste er ab, um die hl. Karwoche in Jerusalem zu feiern. Die Fahrt war äußerst stürmisch und die Seekrankheit setzte ihm ungemein zu; doch er tröstete sich mit dem Gedanken, daß dies die erste und letzte Seereise seines ganzen Lebens sei. So denkt der Mensch, und wie oft sollte unser Held später noch den weiten Ozean durchkreuzen!

Endlich war man am Ziel. Die frommen Pilger besuchten zuerst von Kaipha aus den romantischen Karmel, auf welchem ein ansehnliches Kloster, die Wiege



P. Solanus erteilt Unterricht.

Lebensweise der Trappisten sei gerade recht für ihn, denn er habe bei seinem siechen Leibe keine Aussicht auf ein langes Leben und sie sei die beste Vorbereitung auf den Tod.

Noch am gleichen Tag schrieb er an seinen Bischof, den Fürstbischof Gasser in Brüggen, und bat um die Erlaubnis, in den Trappistenorden einzutreten zu dürfen. Ein zweites Schreiben sandte er an den Prior des Trappistenklosters Mariawald in Rheinpreußen. Es war dies eine Filiale des Klosters Oelenberg im Elsass und hatte erst 1860 seinen Anfang genommen. Wendelin Pfanner aber glaubte eine Neugründung vorziehen zu müssen der größeren Entbehrungen wegen, die er dort zu finden hoffte. Der Prior schrieb auch bald in zufagendem Sinn, der Bischof aber zögerte mit seiner Antwort.

Um jene Zeit erschien ein Aufruf zur Pilgerreise nach Jerusalem. Sofort war unser Trappisten-Postulant entschlossen, mitzureisen. Diese Reise nach Jerusalem sollte die letzte auf Erden sein —

des Karmeliter-Ordens steht. Später ging es nach Jerusalem, Bethlehem und fast alle wichtigeren Städte des hl. Landes. Sie kamen bis Hebron im Süden, kamen gegen Osten zum Jordan und dem toten Meer und besuchten im Norden Nazareth und den See Genesareth. Auf Golgatha kam bei W. Pfanner der Entschluß, in den strengsten Orden der Welt einzutreten, definitiv zur vollen Reife.

Auf der Rückreise besuchte er auch noch Ägypten, er sah Kairo und Alexandria und erkletterte in einer Viertelstunde eine der höchsten Pyramiden. Nun ging es per Bahn nach Suez, wo man eben am berühmten Kanal grub, von hier nach Konstantinopel und endlich fast nach dreimonatlicher Abwesenheit war unser Pilger wieder in Agram.

Noch war kein Brief des Diözesanbischofes eingetroffen, auf eine wiederholte Bitte jedoch antwortete der hohe Prälat sofort: „Nun sehe ich ein, daß es Gottes Wille ist, daß Sie Trappist werden. Ich befehle Sie um die hl. Einsamkeit. O mit Tränen sage

ich es Ihnen, könnte auch ich mich mit Ihnen flüchten und für immer bleiben in der Einsamkeit!" —
(Fortsetzung folgt)

Dieser ist gesetzt zum Galle und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, welchem man widersprechen wird. Luk. 2. 34.

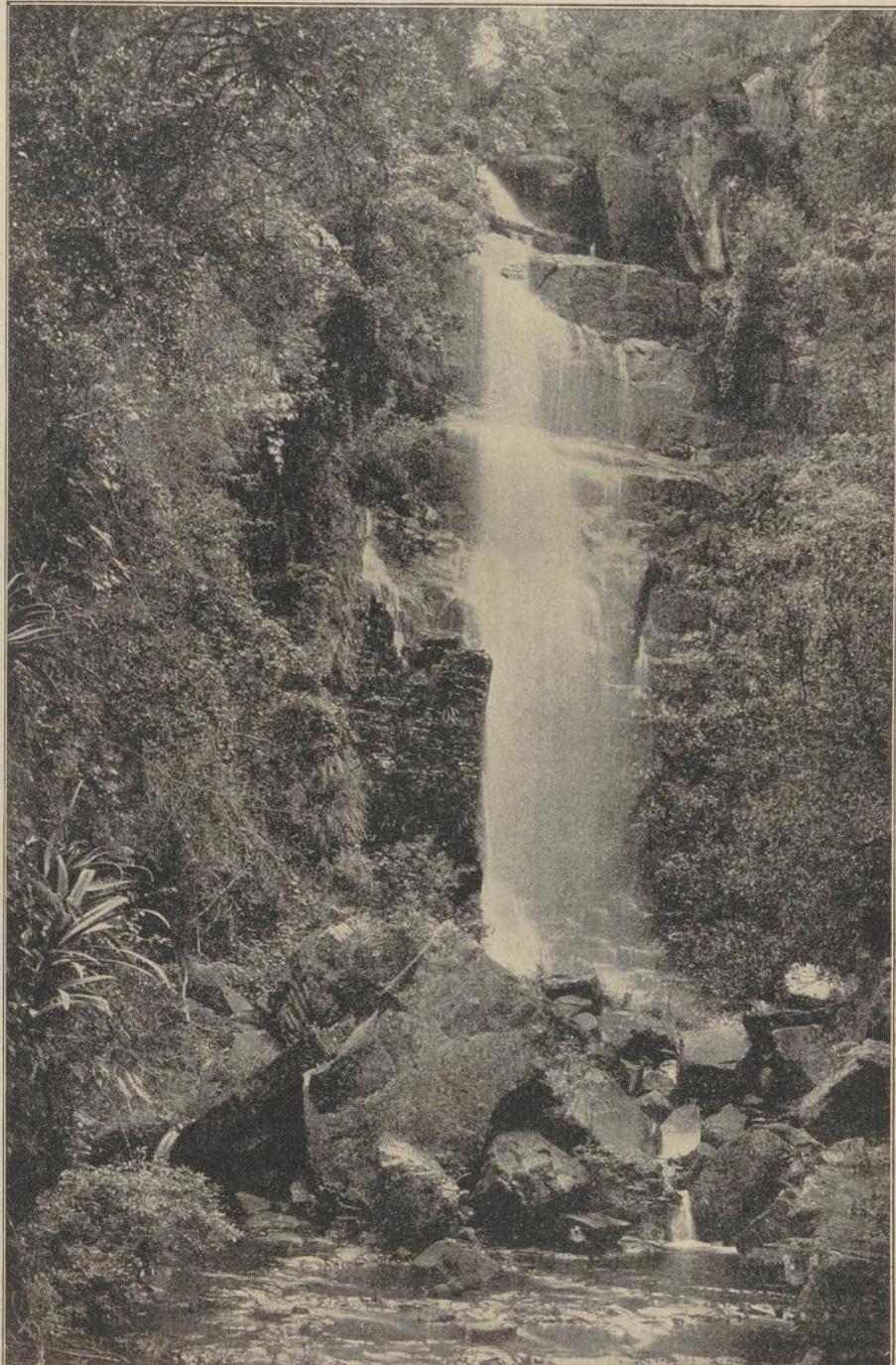
(Siehe unser Bild.)

§ Diese Worte der hl. Schrift haben sich noch zu allen Zeiten in der Stellungnahme der Menschheit zum Christentum bewahrheitet, sie finden ihre Bestätigung insbesondere in unseren Tagen, wo die Kirche entweder wie in Frankreich mit einer plannähigen Grausamkeit verfolgt wird oder wie in fast allen sogenannten christlichen Staaten durch eine sittenlose Kunst, durch eine lügnerische Presse, durch eine gottlose Wissenschaft in ihrer segensreichen Wirksamkeit gehemmt wird, selbst von solchen, die sich zu ihren Söhnen rechnen. Dieser Kampf wird immer und überall sein.

Wie aber auch bei den Käffern die christliche Lehre zu einem Zeichen gesetzt ist, dem widersprochen wird, gibt unser Bild treffend wieder. Da sehen wir rechts einen würtlichen Zauberer, dessen ganze Haltung und Miene seine energische Ablehnung des Christentums fundgibt, und gleich darüber ein Weib, dessen herabgezogene Mundwinkel nur zu deutlich erkennen lassen, was in ihrem Innern vor geht. Der Mann neben ihr scheint spöttisch zu dem Verkünder des Evangeliums sagen zu wollen: „Gib dir keine Mühe, mich kriegst du nicht herum.“ Ganz rechts in der Ecke sehen wir mit über der Brust zusammengefügten Händen den Typus des selbstzufriedenen Pharisäers. Links der

Mann mit der Pfeife im Munde verrät uns den sich überlegen dämonienden Zweifler, und gleich daneben sekundiert ihm herausfordernd ein Hasser der christlichen Lehre.

Neben einigen, die augenscheinlich aus Neugier der Botschaft des Evangeliums lauschen, gibt es eine größere Anzahl, deren Neujeres Gleichgültigkeit verrät; hier fällt der gute Samt auf den Weg. Endlich bemerken wir zu unserer Freude ein kleines Häuslein

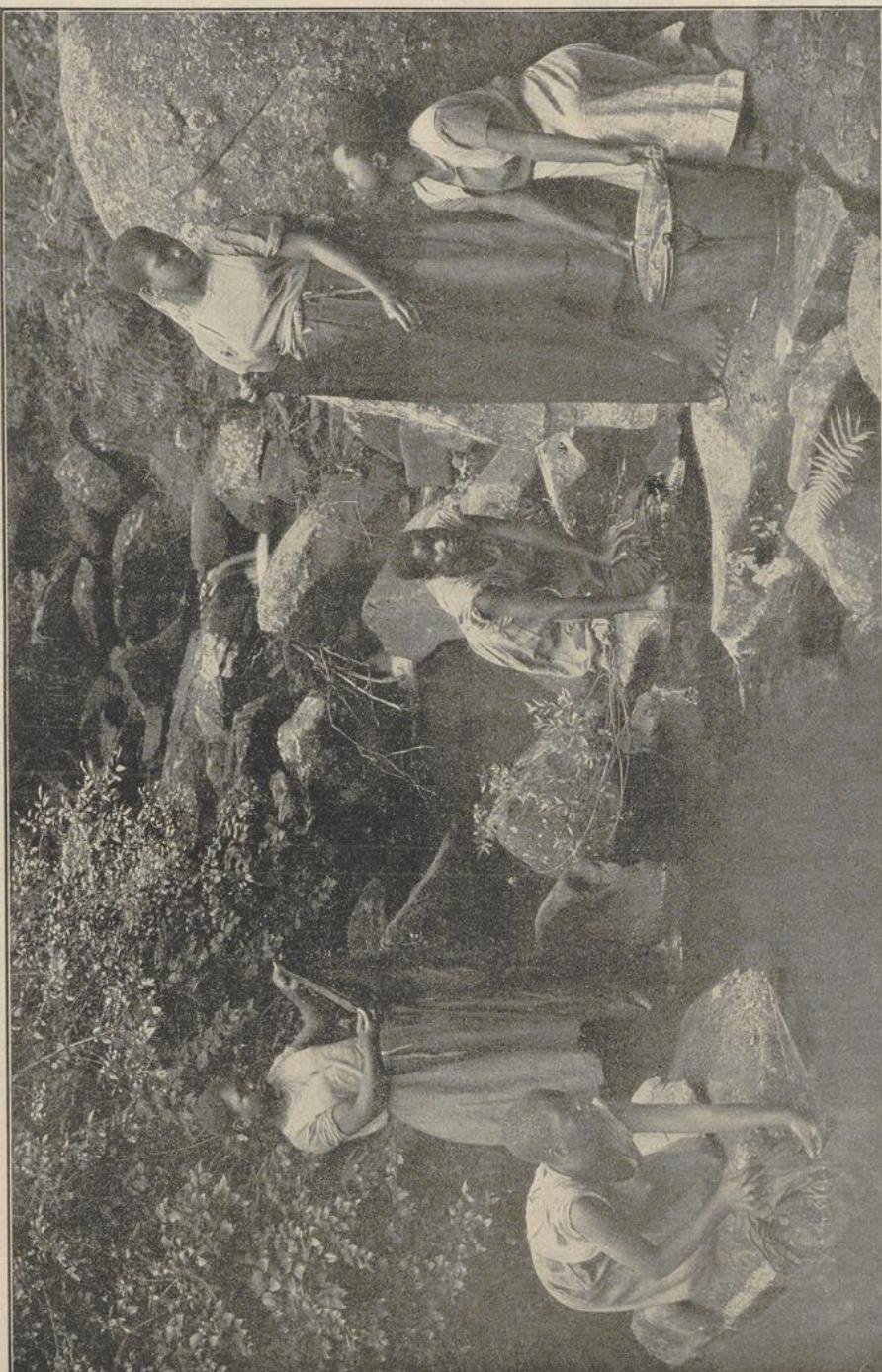


Nr. 132. Der Bergwaldsturzbach in Citeaux.

solcher, die mit willigem Herzen ihr Ohr dem Worte Gottes öffnen, und dies sind meistens Kinder, die noch unberührt sind vom Verderben der Sünde. Ein Weib führt dem Missionar ein Kind zu, und darin kommt zum Ausdruck, daß im Allgemeinen das weibliche Geschlecht sich am empfänglichsten zeigt für die christlichen Ideen, unter deren Einfluß die Frauenanlagen ihre edelste Entfaltung gewinnen. Der Missionar aber scheint sagen zu wollen: „Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder, so könnt ihr in das Himmelreich nicht eingehen.“

Für die Wahrheit des hier Ausgeführtten auch ein Beispiel aus dem Missionsleben: In der Nähe unserer Missionsstation Ewelaer, wo neuerdings die Mission stark in Blüte gerät, regt sich nicht minder der Widerspruchsgeist. Schickt sich da eines Tages der Missionar zu seiner gewohnten Katechese in einem großen Kraale an. Daßt nur Kinder, Mädchen und Weiber bilden die Katechumenen. Die verheirateten Männer halten sich fern, sungen irgendwo in der Sonne. Aber einige Burschen stören durch ihr Beitreten beständig den Vortrag des Missionars, bis dieser sie höflich ersucht, sich aus der Hütte lieber zu entfernen. „Das können wir nicht, wir sind frank,“ lautet die Antwort. Der Missionar fragt: „Wo seid ihr denn frank?“ Da drehen die Burschen dem Missionar den Rücken zu, schieben ihren Lendengurt beiseite und halten in natura dem Missionar denjenigen Teil des menschlichen Körpers entgegen, den hier der Unstand zu nennen verbietet. Einige gut gezielte Reitwitschenhiebe auf diesen auch zu pädagogischen Zwecken zuweilen herhaltenden

Körperteil wären nun wohl eine angemessene Antwort des Missionars gewesen. Aber der Missionar war in fremdem Hause, abhängig von der Güte seiner Bewohner. Das machte ihm Mäßigung zur Pflicht.



Nr. 19. Mädchen waschen ihre Kleider. (Siehe Zeit.)

Welch unsägliche Geduld muß der Missionar zu seiner Arbeit mitnehmen! Und wo finden wir Geld und Leute, um stets zu Katechetenzwecken eigene Häuser zu errichten? Nicht weniger groß ist die Kritikfucht der Käffern. Einer der häufigsten Einwände, um auch hier ein Beispiel anzugeben, ist dieser: Die Anglikaner

lehren so, die Weslehaner aber so; nun kommt ihr und lehrt wieder anders. Wer hat nun recht? Dann kommen die Amerikaner wieder und schreiben in ihren ständigen Rubriken ihrer kaffrischen Zeitung: „Die Römer sagen so und das ist unrichtig; wir aber lehren so, und das ist richtig.“ Wenn ihr Christen aber nun selbst nicht einig seid, wem sollen wir glauben? Am besten keinem! Wir bleiben, was wir sind, bis ihr einmal selbst untereinander darüber klar seid, was richtig ist.

Neben anderen bleibt hier noch ein Überzeugungsmittel, das der Heiland gegeben hat: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Dies Beweismittel verpflichtet unter schwerer Verantwortung alle Katholiken. Papst Pius X. hat darauf insbesondere die Priester in einer Neujahrsansprache 1908 hingewiesen, die in die inhalts schweren Worte ausklang: Wie die Priester, so das Volk! Nur durch den „Früchte“-Beweis kann die Erlehrte überwunden werden.

Der Bergwaldsturzbach in Citeaux.

(Nest 2 Bildern.)

Der Bergwaldsturzbach! In diesem Worte allein liegt schon eine Romantik. Citeaux hat noch ein ziemlich großes Stück Urwald. Dieser zieht sich an einem Bergabhang vorbei, dessen Schlucht sich auf einer Strecke von einer halben Stunde gegen 2000 Fuß tief zum Umkomajifluß hinabstürzt. Ein flares Bergwasser hüpft und hüpf und schlurft und schlicket in Hunderten von Kasluden die Schlucht hinab zwischen Steinwänden und Felsblöcken und bildet einen größeren Wasserfall. (Siehe Bild 132.) Ein üppiges Gewirr von Moos, Schilf, Kräutern, Blüten und Buschwerk webt sich in der stets feuchten Atmosphäre zu einer farbenfrischen Gewandung des Wasserlaufes. Ein eigenartiger kräftiger Broden, gemischt aus Erd- und Kräuterduft steigt auf und wird vom Wanderer mit Behagen eingesogen. Hier und da bildet das Wasser zwischen Felsblöcken einen lauschigen Kesselteich, einladend zu kühlem Bade, während ringsum das klare Kristallwasser in geheimnisvoller Musik murmelt und gurgelt und plätschert und rauscht, bis es tief im Bett des Umkomaji seine Ruhe gefunden. In der Nähe der Station Citeaux treibt der Sturzbach eine improvisierte Mühle mit Segeltuch gedeckt. Oberhalb desselben in anheimelnder Kühle nach heißem Tage waschen die Mädels ihre Kleider. (Siehe Bild Nr. 19, fünf Mädels waschen.) Kurz, dieser Bergbach im Bunde mit dem Urwald verleiht Citeaux eine eigene Romantik.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Cmaus, 20. Okt. 1908. — Dieser Tage kam Sopkwa, ein angesehener Kaffer, vom Kopf bis zum Fuß wie ein Gentleman gekleidet, höher und bat mich, sein Kind, das an großen Leibschmerzen leide, zu tauzen. Er beschrieb mir genau, wo sein Kraal liege, ging aber persönlich nicht mit, denn er wollte noch zu einem benachbarten Store, um hier Petroleum einzukaufen. Die Flasche hiezu trug er in der Hand.

Ich richtete also meine Taufutensilien her und machte mich auf den Weg. Es war etwa 7 Uhr morgens. Ein schmaler Kaffernpfad führte mich durchs nasse Gras. Teilweise stand noch das alte, dürre Gras vom letzten Sommer her, und dazwischen wuchs und

sproßte schon das diesjährige Futter hervor, denn der Frühling war schon seit mehreren Wochen ins Land gekommen. Die meisten Wiesengräben aber waren mit reinem, frischen Graswuchs bestanden, und das saftige Grün stach sogar meinem „Frisz“, dem alten Missionsgaul, der schon seine 20 Sommer auf dem Rücken und nur mehr einige Zahntumppen im Maule hat, so sehr in die Augen, daß ich ihn kaum mehr weiter brachte, denn alle Augenblicke blickte er sich, um wieder von den tödlichen Leckerbissen ein tüchtiges Maul voll zu nehmen.

Beim Kraal angelkommen, fand ich nur die Mutter mit dem etwa 1½jährigen Mädchen in der Hütte, das sie im Arme hielt. Draußen war ihr älteres, etwa 8 Jahre altes Töchterchen damit beschäftigt, im Winde eine Schüssel von Kaffernkorn von Staub und Zutat für die kommende Mahlzeit zu reinigen. Die Türe, die in die Hütte führte, war verhältnismäßig groß, sodaß man bequem eintreten konnte, und auch im Innern war alles aufsärend rein und sauber gehalten; in der Herdstelle brannte kein Feuer. Es waren das Dinge, die mir um so mehr auffielen, als ich schon in gar vielen Kaffernkraals das gerade Gegenteil gefunden.

Die Verhandlungen bezüglich der Taufe des Kindes waren kurz; auch die Mutter war damit einverstanden und versprach mir, das Mädchen, falls es wieder auffommen sollte, seinerzeit zur Erziehung und zum Unterricht in eine unserer Missionschulen zu schicken. Hierauf taupte ich es auf den Namen „Cäcilie“. Unmittelbar vor der Taufhandlung kam noch eine zweite Frau herein, um Zeuge der seltenen Feier zu sein. Sie war die erste Frau des Sopkwa, bekleidet, und schon eine Christin, während die Mutter des franken Kindes noch eine Heidin war und bloß eine Decke trug.

Bei der Rückkehr durch die weiten Wiesengräben fiel mir wieder der Gegensatz auf zwischen europäischer und afrikanischer Viehfütterung und der Behandlung des Graswuchses überhaupt. Wie fleißig wird in Europa zwei bis dreimal im Jahr das reife Gras gemäht, sorgfältig an der Sonne zu Heu gedörrt und in soliden, wohlgeschlossenen Scheunen fürs kommende Jahr aufgespeichert. Von all dem weiß man hierzulande so viel wie nichts. Da weidet einfach das Vieh Sommer und Winter hindurch im Freien, und Stallfütterung zählt zu den seltensten Ausnahmen. Auch wir Trappisten pflegen letztere nur in sehr beschränktem Maße, bei guten Milchkühen und einem Jungvieh. Vielfach verbinden wir beides miteinander: Weide im Freien mit teilweiser Stallfütterung.

In den Sommermonaten, d. h. vom Oktober bis Ende April, hat auch das Kaffernvieh keine Not, denn da wächst Gras und sonstiges Grünfutter in der Regel in Fülle. Anders aber im Winter; etwa Mitte Mai pflegen die ersten Winterfröste einzufallen. Das Gras stirbt ab, wird braun, dürr und saftlos. Nur in jungen Niederkünften und an felsigen Bergabhängen mittler zwischen den großen Felsblöcken findet sich noch etwas Grün. Anfangs hält sich das Vieh auf den Mais- und Amabelo-Feldern auf, die um diese Zeit (Juni und Juli) abgeerntet werden. Dann aber beginnt die siehe Not, und diese wächst, bis endlich im September und Oktober die ersten Frühlingsregen ein treten. Doch kommen letztere mit großer Unregelmäßigkeit, oder sind mit solcher Kälte, auf den Bergen sogar mit Schneegestöber verbunden, daß manches Stück Vieh dabei erliegt.

Wo keine eigentliche Stallfütterung möglich ist, suchen wir Trappisten und auch verschiedene englische Farmer, für die Wintermonate insoferne Vorsorge zu treffen, daß wir im Herbst in der Nähe der Station, jedoch im Freien, große Heuhaufen errichten und mit einem Schutzaum umgeben. Dieses Heu ist allerdings rauh und hart; ich glaube, europäisches Vieh würde es nicht anrühren; das hiesige jedoch frischt es gierig auf, zumal im Winter, wenn es ordentlich hungrig ist und nichts anderes mehr hat. Auf diese Weise überwintern wir glücklich unser Vieh, während der Kaffer, wie gesagt, manches Stück verliert.

Das Wiesengras wird im August, d. h. wenn ungefähr die ersten Regen zu erwarten sind, angezündet, und zwar parzellenweise, d. h. das eine Stück jetzt, ein anderes ein paar Wochen später, das letzte etwa im Dezember und Januar, damit das Vieh möglichst lange auf frischem Gras weiden könne, jetzt auf dieser Wiese und im kommenden Monat auf einer andern. Das Grasbrennen hat, so befremdend es anfangs dem Neuling auch erscheint, verschiedene Vorteile: es entfernt leicht und schnell das alte, dürre Gras, vernichtet die majenhart hier nistenden Heuschrecken und Zecken, befriktet durch die zurückbleibende Asche den Boden und befördert den Graswuchs. Im übrigen heißt's auch hier: ländlich, sittlich. In jedem Land müssen die besonderen klimatischen Verhältnisse berücksichtigt werden; und nicht alles taugt für alle.

Südafrikanische Polizisten. — In der Cape-Kolonie wird der Polizeidienst von etwa 800 angeworbenen jungen Männern (meist Engländern) versehen. Sie sind beritten, erhalten pro Tag sieben Schilling (Mark) Gehalt und werden nach den drei Anfangsbuchstaben ihrer offiziellen Benennung C. M. R. (Cape Mounted Rifles) auch vom Volk meistens so genannt. Sie sind über's ganze Land verteilt, finden sich bei jedem Magistratsitz und haben auch schwarze Polizisten als Gehilfen unter sich. Letztere gehen in der Regel zu Fuß und tragen als Waffe bloß Stock und Assagai, aber kein Gewehr.

So kam auch heute ein englischer Polizist mit zwei solchen schwarzen Gehilfen hier durch, welche drei Straflinge von Umzimkulu nach Kofstad zu transportieren hatten. Der eine dieser Straflinge hatte beide Hände gebunden, die zwei andern waren mittels Handschellen mit je einer Hand aneinander geschlossen. So hatten sie zusammen einen Weg von 60 englischen Meilen zu machen. Es waren eben Straflinge, die sich eine größere Schuld zugezogen hatten, und daher war ihr Fall nicht beim Magistrat in Umzimkulu zuständig, sondern kam beim Oberrichter in Kofstad zur Verhandlung. Steht auf ihrem Verbrechen die Todesstrafe, so werden sie in Kofstad selbst hingerichtet, eine längere Haft aber hätten sie wahrscheinlich in Capetown abzubüßen. In letzterer Zeit werden auch viele Straflinge zwangsweise nach den Goldfeldern in Johannesburg und in die Diamantengruben bei Kimberley geschafft.

Es mag zuweilen vorkommen, daß ein Schwarzer unschuldig oder wenigstens über Gebühr streng bestraft wird, im allgemeinen aber bedarf der Kaffer strenger Zucht, zumal der Heide, der oft nichts respektiert, als physische Gewalt. Im Zorn ist der Schwarze wie ein wildes Tier, das in seiner Wut einfach alles niederschlägt, was ihm entgegentritt. So hat erst kürzlich ein noch junger Kaffer sein zweites Weib, mit dem er wegen irgendeiner Lächerlichkeit in Streit geriet,

mit dem Assagai derart ins Herz gestoßen, daß sie sofort tot zusammenbrach. Der Kaffer ist von Natur aus jähzornig; besonders wild und aufgereggt aber zeigt er sich, wenn er zu tief in den Utschwalakrug geblickt hat, was bei den häufigen Viergelagen leider nur allzu häufig vorkommt. Gewöhnlich endet so ein Gefecht mit wildem Streit, und dabei schlägt der Kaffer mit seinem dicken Knotenstock zu, als gelte es, ein feindliches Heer abzuwehren. Mit Absicht zielt er dabei auf den Kopf. Zum Glück hat der Durchschnittskaffer einen solch' dicken, harten Schädel, daß er dabei meist mit ein paar Beulen und Löchern davonkommt; einen Europäer aber würde so ein Schlag unfehlbar töten. Zuweilen setzt es bei solchen Schlägereien allerdings auch bei ihnen ein ernstliches Unglück ab; so hat erst unlängst ein Kaffer seinem Genossen ein Auge eingeschlagen.

Mit einem Assagai darf sich der Kaffer von Polizei wegen nicht öffentlich erkennen lassen. Nur Polizisten im Dienst tragen diese Waffe; dagegen läßt er's sich nicht nehmen, bei all seinen Ausgängen ein paar tüchtige Stöcke mitzunehmen, angeblich zum Schutz gegen die vielen Schlangen, in Wahrheit aber als Waffe gegen einen etwaigen Feind. Dabei ist der Kaffer ein ausgezeichneter Fechter, schlägt und pariert mit einer Sicherheit ohnegleichen; übt sich auch beständig darin. Schon kleine Hirtenbuben sieht man oft stundenlang, teils im Spiel, teils im Ernst die Stöcke gegen einander schwingen. Früh krümmt sich, was ein Haken werden will. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltene Schulkommission.

Mariannhill. — Natal will für die ganze Kolonie ein neues, sämliche Unterrichtszweige von der gewöhnlichen Volks- bis zur modernen Hochschule umfassendes Unterrichts-Gesetz einführen, da das alte nicht mehr zeitgemäß ist. Transvaal und Kapkolonie sind in diesem Punkte weit voraus.

Um nun Material zur Ausarbeitung dieses neuen Gesetzes zu sammeln, hat die Regierung eine Kommission ernannt, welche in allen größeren Orten Natals ihre Sitzungen hält. Jedermann in der Kolonie hat das Recht, vor die Kommission hinzutreten und ihr seine Meinung und seine Vorschläge zum Gesetz zu unterbreiten; ebenso besucht die Kommission alle bedeutenderen Schulen, Kollegien und Institute, um von allen: persönlich Augenschein zu nehmen, die verschiedenen Ansichten von Lehrern und Lehrerinnen zu hören und sich so für den neuen Gesetzentwurf ein möglichst reichhaltiges Material zu sammeln.

Die mehr erwähnte Kommission besteht aus zehn Mitgliedern und ist eine recht gemischte. Da sie sich nicht nur mit den Schulen der Weißen, sondern auch der Eingeborenen befaßt, so bestimmt sie einen eigenen Tag für den Besuch von Mariannhill. Freitag, den 7. Mai, trafen sie gegen die Mittagstunde auf einem eigenen vierstöckigen Gefäß hier ein. Die meisten Mitglieder der Kommission — es waren ihrer sieben — hatten Mariannhill noch nie gesehen, und zeigten sich nicht wenig erstaunt über alles, was ihnen da vor die Augen trat. Sowohl die von uns besuchte Lehrmethode, wie die große Ausdehnung der Industriearbeiten befriedigte sie sehr, ganz besonders imponierte ihnen auch die im Rohbau nahezu vollendete neue Schule. Sie sagten offen, sie habe in der ganzen Kolonie nicht ihresgleichen.

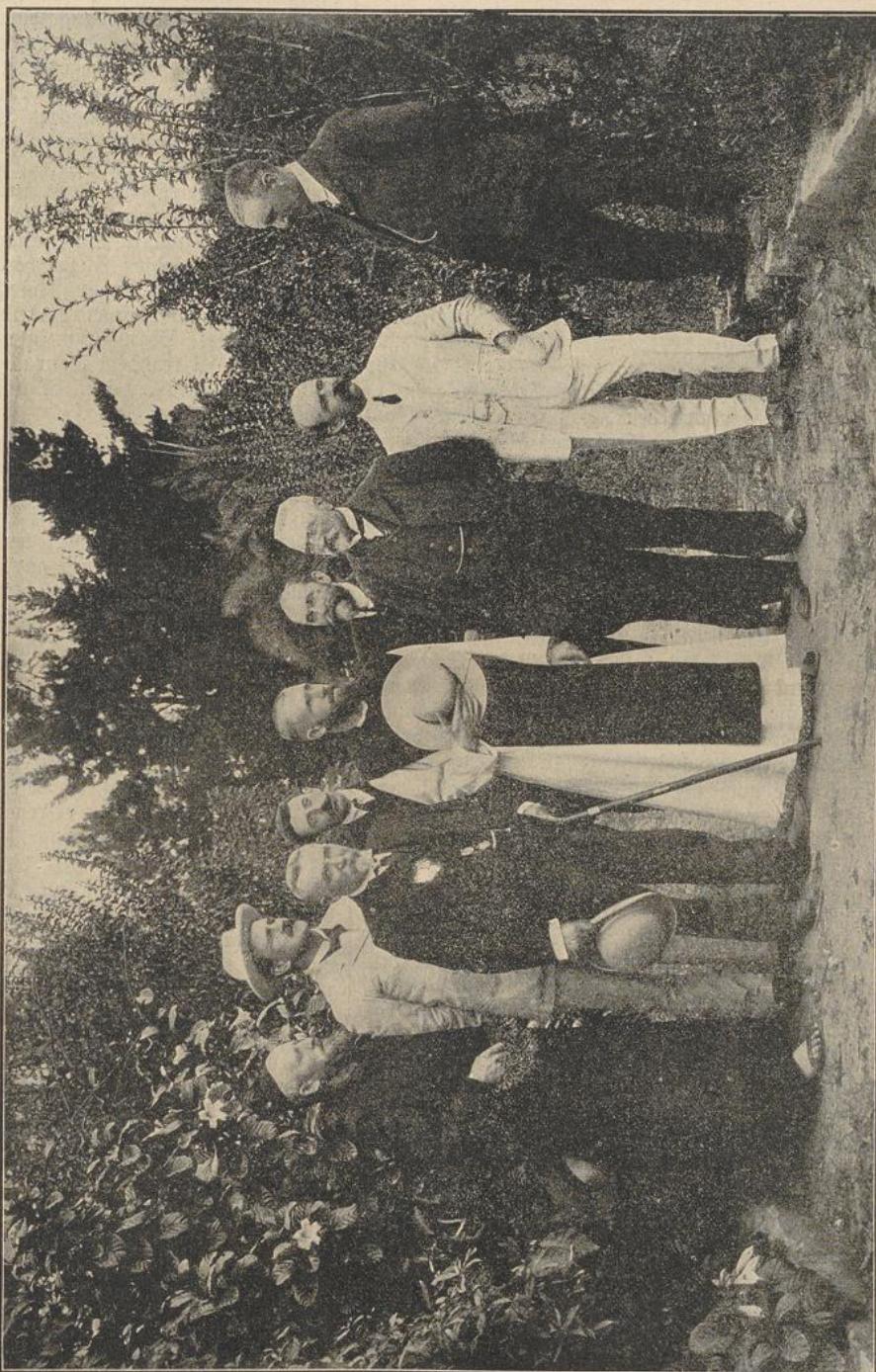
Eine kleine bildliche Darstellung derselben findet sich im heurigen Jahrgang des Vergißmeinnicht Seite 83, und da sich die hohe Kommission herbeiließ, mit unserm Hochw. P. Thomas, dem gegenwärtigen Regens unserer Knabenschulen, und unserm Architekten,

Bruder Rivard, welch' beide ihnen als Führer dienten, sich photographieren zu lassen, so sehen wir uns in der angenehmen Lage, unsern geehrten Besern die ganze Gruppe im Bilde vorzuführen. Zwei der Kommissionsmitglieder sind Farmer und haben Sitz und Stimme im Parlament, nämlich Mr. Th. Nel, Mr. L. A.; er steht in voller Figur zur Linken des P. Thomas, und Mr. Fergg, Mr. L. A., halbverdeckt zwischen den Genannten stehend, ein geborner Münchener, der jedoch schon 26 Jahre in Afrika lebt. Neben Mr. Nel erblicken wir in hellem Anzug Mr. Campell, Doctor der Medizin, einen Schotten von Geburt, der seine akademischen Studien teilweise in Wien gemacht hat; links von diesem steht, am weitesten nach rechts vom Beobachter aus gerechnet, Mr. Rosses, ein Beamter und Sekretär der Kommission. Der Herr rechts von P. Thomas ist Mr. Clark, ehemaliger Hauptlehrer am High College in Maritzburg, der zwischen beiden Stehende ist Mr. Done, ein Literat und Zeitungsmann, und der links von Br. Rivard befindliche kräftige

Herr im hellen Anzug und den Hut auf dem Kopf, ist Mr. Longton, ein schneidiger Advokat aus Durban.

— Eine so zusammengesetzte Kommission sollte doch wohl allen Wünschen gerecht werden können und ein wirklich populäres und zeitgemäßes Unterrichtsgesetz zu Stande bringen.

Nächstens wird eine ähnliche Kommission auch mehrere unserer größeren Stationen wie Ezenstochau, Reichenau usw. besuchen. Wir hoffen, auch dort allen Anforderungen genügen zu können. Unser



Eine seltene Schulkommission in Mariannhill.

Hauptaugenmerk ist allerdings auf die religiöse Erziehung der Kinder gerichtet, während die Regierung in erster Linie auf den Unterricht sieht.

Uebrigens existiert hier in Natal auch noch ein eigener aus 12 Personen bestehender Schulrat. Die einzelnen Mitglieder werden aus den verschiedenen

Missionskörperschaften erleben, und sind dabei wir Katholiken durch Rev. P. Franz Mayr, einem Österreicher, und unsern Schulregens, P. Thomas Neuschwanger, vertreten.

In kindlichem Eifer.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Es war im März oder April 1901; Rev. P. Ivo Hohmann war seit November 1900 in Neuköln, ich selbst in meinem lieben, unvergesslichen St. Peter, von wo ich des öfteren behuſſ jell-sorgerlicher Aushilfe nach Neuköln kam. Eines Tages erzählte mir Schwester Innocentia, die dortige Lehrerin, folgendes Meisterstücklein dreier ihrer Schüljungen, das allerdings auch seine ernste Seite hat:

Die Kinder hatten im Religionsunterricht gehört, daß im Notfalle jedermann tauſen könne. Desgleichen kannten sie das Wort des Herrn: „Wer glaubt und ſich tauſen läßt, wird ſelig werden.“ Marx, 16, 16, und daraus zogen sie die einfache Schlußfolgerung, im Notfalle müſſe man jeden Menschen tauſen. Daß beim Erwachsenen auch das Verlangen nach der Taufe, sowie Reue über die begangenen Sünden uſw. erfordert werde, überſahen sie in ihrem Eifer ganz.

Nun wurde eine Verwandte des kleinen Petrus, ein heidnisches Mädchen von etwa 13 bis 14 Jahren, das nur 5 Minuten von der Station entfernt wohnte, ſchwer krank. Petrus wußte, der Vater würde die Taufe um keinen Preis gestatten, die kranke Schwester aber um ihre Einwilligung zu fragen, fiel ihm gar nicht ein. Er kalkulierte einfach so: Meine Schwester ist schwer krank und muß vielleicht bald sterben. Stirbt sie ohne Taufe, so kommt sie nicht in den Himmel. Sie muß aber in den Himmel kommen und daher muß ich trachten, sie schnellſtens zu tauſen.

Er weinte noch zwei andere Schüljungen in das Geheimniß ein und begab ſich mit ihnen zur Hütte der Kranken. Hier ſchickte er unter irgend einem Vorwand alle Insassen hinaus, ſtellte den einen Unabten als Wächter ans Schlußloch, denn Türe kann man da nicht ſagen, befahl dem zweiten, das Mädchen fest zu halten, während er ſelbst, ohne viel Federleſens zu machen, über deren Kopf Wasser abgoß mit den Worten: Nakubatiza ka zina ja Tate na ja Newana na ja Mpeho mneashiki, ich tauſe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. —

Das erichrockene Mädchen war ob des plötzlichen Überfalls einfach sprachlos, bis sie aber wieder recht zur Beſinnung kam, waren die drei Apostel ſchon über alle Berge und erzählten in der Schule triumphierend ihre Heldentat. Die Freude des erstaunten Missionärs und der Lehrerin war natürlich weniger groß. Da gab es Aufklärungen über Aufklärungen und die drei Helden machten nun lange Gesichter. — Das eine Gute hat jedoch die Sache gehabt: der betreffende Punkt im Katechismus wurde fortan viel gründlicher und ausführlicher behandelt, als zuvor. Ich ſelbst aber hatte im stillen meine herzliche Freude an den wackern, eifrigen Jungen, und ihre überſürzte Tat kommt mir sogar hier, in Natal, noch oft in den Sinn.

Und das kranke Mädchen? Nun dieses war innerhalb zweier Wochen wieder geſund, lief noch eine Weile als Heidin herum und kam später doch noch zum wahren Glauben und zur rechten, gilſigen Taufe.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortſetzung.) Von Schw. Engelberta.

Heute ſand ich unsren guten Alten mit einem läſtigen Husten belaſtet. Er hatte ſich während der Nacht eine Erkältung zugezogen, was übrigens bei der armeligen Lagerſtätte, auf der er ruht, leicht erklärlich ist. Troy der gegenwärtig herrſchenden Kälte bedient er ſich nämlich nur einer einfachen Binsenmatte, die er auf dem nackten Boden ausbreitet; daß mehrverwahrte hölzerne Geſtell, das er mir bei meinen Besuchen als Sitz anbietet, ist sein Kopfpolster und eine alte, abgetragene Decke, in die er ſich einwickelt, sein Bett. Von einem Strohſack und weicherem Kopfpolster will er auch in seinen alten Tagen nichts wissen. Es find das in seinen Augen höchst überflüſſige Neuerungen, mit denen er ſich durchaus nicht mehr befreunden kann. Seinen umkuhlane (Husten) achtete er für nichts. So was, meinte er, habe er ſchon oft gehabt und ſei trotzdem ſo uralt geworden; das werde bald wieder vorübergehen. Damit begann er die Fortſetzung seiner Erzählung.

„Inkosazana, ich habe dir nun ſchon vieles aus meinem Leben erzählt, aber noch nichts von meinen Träumen. Yizwa kahle, höre also: Träume hatte ich zwar viele, und die meisten hatten wohl nichts weiteres zu bedeuten; zwei derselben sind mir aber unvergesslich geblieben fürs ganze Leben. Beim ersten Traume war ich noch ein Knabe, und es war mir, als ſehe ich einen mächtigen Löwen. Der ging auf mich zu, nahm meine beiden Arme in sein großes Maul und zog mich mit ſich fort. Er tat mir nichts Zuleide, ſondern blieb vielmehr wie ein treuer Hund an meiner Seite. — Mein Vater, dem ich den Traum erzählte, meinte, das bedeute Glück. Vielleicht war es ein Bild von dem besonderen Schutz Gottes, deſſen ich mich in allen Gefahren, besonders aber auf meinen gefährlichen Jagden, zu erſfreuen hatte.

Das zweite Mal stand ich in den Jünglingsjahren, — es war gerade um die Zeit, da ich mich in den vollen Strudel der heidnischen Gebräuche und lärmenden Festlichkeiten hineinglüftzt hatte —, da träumte mir ſo klar und lebhaft, daß bis heute die Erinnerung daran in mir fortlebt, folgendes: Es war mir, als ſei ich in einer fremden, mir gänzlich unbekannten Gegend. Das Land war uneben, voll von Hügeln und Bergen, dazwischen mit einzeln Wälzchen und ſteinigen Berggruppen beſetzt. Zur Rechten aber ragte ein hoher, an der Weite mit dichtem Urwald bedeckter Berg empor, der in einer mehrfach gezackten Mauerkrone endigte, und tief unten im Tale rauschte über Felsen und wildes Gestein in manigfachen Krümmungen ein anſehnlicher Fluß. Die Gegend war ziemlich bevölkert, und es war mir, als höre ich fröhliche Kinderstimmen und lautes Hundegebell. Mitten in der schönen, friedlichen Landschaft aber stand eine Kirche. Sie war ganz eigner Art, nicht ſo, wie ich deren ſchon viele bei den Protestanten geſehen hatte. Es zog mich mit heiliger Gewalt hinein; drinnen ſah ich viele Leute, namentlich aber wunderte ich mich über viele schwarze Kinder, die gar ſtill und fromm dankten und mit ſchön gefalteten Händen beteten. Vorne aber stand ein Weizer in langem, weißem Gewande; er betete auch und machte dabei allerlei Verbeugungen und Wendungen und zuweilen sang er mit lauter, kräftiger Stimme . . . Da ward mir gar eigentümlich zu Mente. Die Kirche und die Gegend gefiel mir ungemein

und ich wäre am liebsten für immer dageblieben. — Plötzlich wachte ich auf; das ganze war nur ein Traum, doch die Sehnsucht und das Verlangen nach dem Geschauten blieb mir fortan für immer. Damals wußte ich nicht, was das Gesicht zu bedeuten habe, später aber ist es mir mit einem Schlag klar geworden. Doch davon später; zunächst will ich in meiner Lebensgeschichte fortfahren.

Wie schon mehrmals erwähnt, gehörte ich stets zum Gefolge des Königs Matshimane; auch später, als mein Vater schon tot war, saß ich regelmäßig mit den übrigen Indunas im Rate. Nun traf es sich, daß der König schnell hinwegstarb. Man wußte eigentlich keine bestimmte Ursache seines so raschen Todes, viele aber vermuteten, man habe ihm heimlich Gift in sein Bier getan; kurz er starb, und nun entstand unter zwei seiner Söhne und deren Anhang ein großer Streit bezüglich der Thronfolge. Matshimane hatte nämlich zwei erwachsene Söhne, fast gleichen Alters; beide waren schöne, hochgewachsene Männer, klug und tapfer, und sehr beliebt beim Volk. Nun wollte aber jeder von ihnen König sein, und, was das Schlimmste war, jeder hatte einen bedeutenden Anhang. Die Sache war so:

Mancinci war der Erstgeborene des ersten Großweibes des Königs; allein die Mutter war bald nach seiner Geburt gestorben und bei vielen im Volke ganz in Vergessenheit gesunken. Nach ihrem Tod hatte der König ein anderes seiner vielen Weiber als Inkosikazi (Großweib) erklärkt, und diese war die Mutter Tshitis, des zweiten Thron-Kandidaten. Dieses Weib lebte noch und tat nun beim Volk alles mögliche, ihrem Sohn die Nachfolge zu sichern.

Die Sache kam vor das englische Gericht. Somse berief ein großes inhangano, und da sollte nun der Streit entschieden werden. Nachdem lange und heftig hin- und hergesprochen war, rief mich Somse vor sich und befahl mir, im Angesicht des ganzen Volkes frei und offen, der reinen Wahrheit gemäß, alles zu sagen, was ich in der Sache wußte. Das tat ich denn auch in der unerschrockensten Weise, denn für mich war die Frage vom Anfang an völlig klar gewesen. Während ich sprach, war es mäuschenstille ringsum, und sowohl die Männer des Tshiti wie die Anhänger und Freunde Mancincis hörten mir aufmerksam zu. — Nachdem ich geendet, forderte der weiße Richter die Anwesenden auf, mich zu widerlegen, falls ich die Unwahrheit gesagt. Niemand rührte sich. Somse aber erklärte nun feierlich Mancinci als einzigen rechtmäßigen König und forderte seine Anerkennung. Damit schloß die Versammlung.

Unter hellem Jubel zogen die Anhänger Mancincis heim und priesen laut meinen Namen, die Gegenpartei aber folgte mit finsternen Mielen, die mich Böses ahnen ließen. Bald flüsterte man mir auch zu, ich möchte auf der Hut sein, soll bei fremden Leuten nichts zu essen und zu trinken annehmen, nicht einmal aus einer fremden Dose schnupfen, denn Tshiti's Freunde stellten mir nach dem Leben. Anfangs gab ich nicht viel auf dieses Gerede, doch benahm ich mich mit großer Vorsicht. Da hörte eines Tages das achtjährige Töchterchen meines Bruders durch Zufall, wie man damit umgehe, die Quelle zu vergießen, aus der wir unser Trink- und Kochwasser zu holen pflegten. Einzähnlichen Plan hatte man gegen Mancinci und seine Leute . . .

Das war mir zu viel. Ich hatte nun die Geschichte satt, und beschloß, mit meiner ganzen Familie den Ort — wir wohnten damals im Umlazi-Tal, nicht gar weit vom Meere — zu verlassen und mehr im Innern einen passenden Wohnplatz zu suchen. Mancinci selbst wollte mit uns gehen und sandte daher mich und den schon erwachsenen Sohn meines Bruders Ndiane aus, einen großen Platz auszukundschaften, denn wir waren zahlreiche Familien und besaßen große Viehherden. Wir machten uns also auf die Suche und kamen nach langem Wandern höher in die Gegend des Umzimkulu, wo damals König Umgundane lebte, der uns freundlich aufnahm und uns ein hinreichend großes Stück Land überließ, auf dem wir uns niederlassen konnten. Doch wie erstaunte ich, als ich in der Gegend plötzlich das Land wieder erkannte, das ich als Jüngling so klar im Traume gesehen! Da fand ich alles wieder: das hügelige, wellenförmige Land mit seinen Halden, Schluchten und Wäldern, den großen Berg mit dem Urwald auf der einen Seite und der gewaltigen Mauerkrone auf der Spize, unten im Tale den großen, rauschenden Fluß . . . nur Eines vernahm ich; die Kirche; doch auch sie sollte ich noch zu sehen bekommen, allerdings erst mehrere Jahre später.

Voll Rührung pries ich in meinem Herzen die Geister meiner Väter und sprach zu meinem Neffen: „Hier wollen wir unsere Kraale bauen, denn diesen Platz habe ich schon vor vielen Jahren im Geiste geschaut!“ — Wir kehrten zurück, nahmen kurzen Abschied von den wenigen, die uns noch gut gesinnt waren, und zogen sodann mit unsren Weibern und Kindern und all' unterm Hab' und Gut hieher an den Umhlabeni-Berg in der Nähe des Umzimkulu.

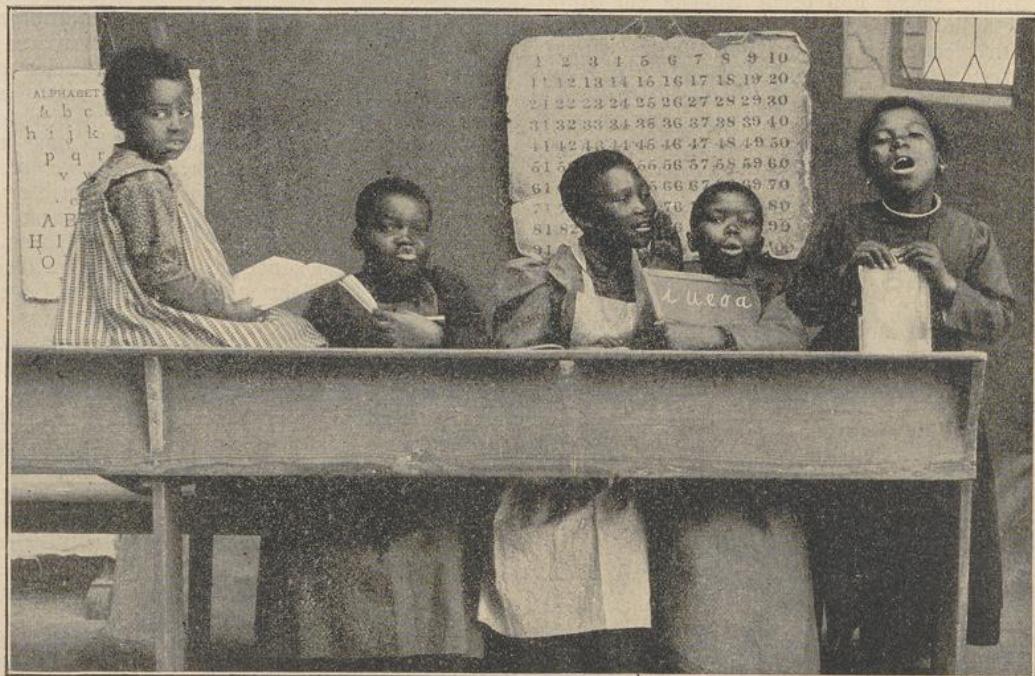
Zukosazana, ich muß hier etwas aus meinem Leben nachtragen. Ich habe dir schon oft gestanden, daß ich viele, viele Jahre ein hartnäckiger Heide war, noch nie aber habe ich dir von meinem besten Freunde erzählt, obgleich gerade er es war, der mich um jeden Preis fürs Christentum gewinnen wollte. Dieser, mein Freund hieß Nembula, nach der Taufe nannte man ihn Tom; er war gleichen Alters mit mir und wir liebten einander wie zwei Brüder. Und doch, Welch' ein Gegensatz herrschte zwischen uns beiden! Er war der Sohn eines umkundisi (Lehrers), besuchte die wesleyanische Schule und war von Jugend auf bekleidet. Er hatte mehrere schwarze Anzüge, trug eine weiße Krawatte und einen zierlichen Spazierstock; ich aber lief in der bloßen umutsha (Leibendschürze) neben ihm her, trug Schild und Aßagai, und war und blieb der reinste Heide. Sonst aber stimmten unsere Gedanken in merkwürdiger Weise überein.

Auch seine Lehrer (Weiße) bemühten sich, mich in die Schule zu locken, denn sie sahen, daß ich klug und talentiert war; umjost, ich fühlte in meinem Innern nicht den geringsten Drang für diese neuen, europäischen Sachen. Nembula zwang mich schließlich, etwas Lesen zu lernen. Ein paar Wochen ging ich auch in seine Schule, aber ich kam unbekleidet, so wie ich immer ging, d. h. in der bloßen umutsha. Dabei blieb aber unsere Freundschaft fest und unverändert bis ins späte Mannesalter. Als ich mich verheiratete und einen eigenen Kraal baute, tat auch er es, aber in ganz anderer Weise. Er nahm nur ein Weib, baute sich ein schönes Haus mit Türen und Fenstern, und wurde mit der Zeit ein hochangesehener, selbst vor den Weißen respektierter Mann. Er hatte eine Zuckersfabrik, wurde sehr reich und ließ seine Söhne und

Töchter zu Lehrern und Lehrerinnen erziehen. Sein ältester Sohn studierte sogar in England Medizin und wurde später dahier von der englischen Regierung als praktischer Arzt angestellt. Du kennst ja unsere Laurentia, die schwarze Lehrerin, die ebenfalls Englisch spricht und schon als halbwachsenes Mädchen in der Schule stand; sie ist die Tochter meines Freundes Nembula. Die Knaben des Doktors aber, der leider allzu früh starb, sind in eurer Missionschule.

Eines Tages aber sprach zu mir Nembula, der damals schon ziemlich auf Jahren war, folgende höchst merkwürdige Worte, die später wesentlich zu meiner Beklehrung beitrugen: „Duma“, sagte er, „ich habe viele Bücher gelesen, und habe oft und oft nachgedacht über den wahren Glauben. Du weißt, ich bin Christ; allein es gibt bei uns verschiedene Bekenntnisse, die ich dir

liebevoll ihn der liebe Gott nach so langer Wanderung in der Schoß der heiligen katholischen Kirche geführt. Zuletzt rannen zwei große Tränen über seine runzigen Wangen, die er altkäffischer Gewohnheit gemäß, mit seinem beinernen Schnupftöpfchen aufschnippte und in die Luft warf. — „Inkosazana“, begann er nach einer Weile, „weißt du, was meinen alten Augen diese Tränen entlockt? Es ist der Gedanke an die unendliche Güte und Erbarmung Gottes, die mich so wunderbare Wege geführt und mich in meinen alten Tagen noch die Wahrheit erkennen ließ. Nembula aber, mein edler, treuer Freund, mußte sterben, ohne dieses Glückes ganz und voll teilhaftig geworden zu sein. Er starb als Protestant; doch, wie ich heute die Sache ansehe, so war er dem Herzen und der Gesinnung nach Katholik, und seine Kinder und Kindeskinder sind nun der über-



Die fünf Vokale.

unmöglich alle beschreiben kann, weil du mich als Heide doch nicht verstehen würdest. Nur das Eine sage ich dir, daß mir darunter namentlich eine ibandhla (Gesellschaft) aufgesessen ist, und das ist die ibandhla lama-Roma (katholische Kirche). Diese ist groß und mächtig, und ich sage dir, wenn ich Gelegenheit hätte, einen ihrer Missionäre zu treffen, ich würde ihn sofort beitreten, denn sie ist im Besitze der Wahrheit . . . Duma, du hast dich bisher stets geweigert, ein Christ zu werden; dein Herz blieb trotz all meines Zuredens kalt, jetzt aber sage ich dir: sollten einmal Missionäre jener ibandhla lama-Roma ins Land kommen, dann, Freund, zögere nicht länger, geh' zu ihnen, öffne der Wahrheit dein Herz und werde ihr Jünger!“ — So sagte damals Nembula, mein treuer Freund; ich aber verschloß die Rede in meinem Herzen und dachte im stillen oft darüber nach.

Der gute Alte war tief ergriffen. Es stiegen alte Erinnerungen in ihm auf, er erkannte neuerdings, wie wahr damals sein Freund gesprochen, und wie

wiegenden Mehrzahl nach alle Mitglieder der Einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche.“

Hier verabschiedete ich mich rasch. Leonhard begann zu husten und wickelte sich fröstelnd in seine Decke. „Lebe wohl, guter Großvater, morgen, so Gott will, werde ich dich wieder besuchen!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ernteleben in Südafrika.

Von Br. Maximilian Frühwirth.

Reichenau. — „Erntezzeit“, wie viel herrliche Erinnerungen ruft doch dieses eine Wort in meiner Seele wach! War es mir doch draußen, in der lieben Heimat, jedesmal eine wahre Herzenglück, wenn alljährlich die Ernte kam. Schon beim ersten Morgengrauen wurde es da lebendig im ganzen Dorfe, aus allen Höfen erklang das Dengeln der Sicheln und Sagen, und bald darauf zogen die Schnitter unter Singen und Jauchzen hinaus in die reifen, wogenden Getreidefelder. Später, sobald die Sonne etwas höher am

blauen Firmamente stieg, kamen dann die Knechte und Fuhrleute unter lustigem Peitschengeknall mit ihren Wagen heraus, beluden sie haus hoch mit den schweren, goldenen Garben und lenkten hierauf das hohe, schwankende Gefährt mit mutigen, starken Rossen wieder dem Dorfe zu. Wahnsichtig, da beneidete ich keinen Städter um sein „seines“ Leben im engen, staubigen Raum, in. Gegenteil, ich fühlte mich frei wie ein König in Gottes herrlicher Natur. Davor allerdings hatte ich keine Ahnung, daß ich wenige Jahre später das Ernteleben im fernen Süden des dunklen Erdteils mitmachen würde. Wohl fand ich da in gewisser Beziehung wieder daselbe Bild, doch mit manigfachen Variationen, wie es eben das afrikanische Klima mit sich bringt. Ich will es versuchen, im Nachstehenden eine kleine Skizze davon zu entwerfen:

Es war gerade am letzten Tag des vorigen Jahres, als ich in Mariannhill von meinen verehrten Obern den Auftrag bekam, nach Reichenau zu gehen, um daselbst bei den Erntearbeiten auszuholzen. Bekanntlich fällt in Südafrika die Weizen- und Roggenernte in die Monate Dezember und Januar. Mein Ränzchen war bald geschnürt; ein leichtes Wägelchen brachte mich schon um drei Uhr morgens nach Pinetown. Von da ging es mit der Bahn über Pieter-Maritzburg nach Donnybrook, von wo ich nur noch ein halbes Stündchen nach unserer Missionsstation Kewelaer hatte. Kurz nach 2 Uhr nachmittags war ich dort. Doch wie sollte ich von hier nach Reichenau kommen? Die Entfernung betrug etwa noch 5 bis 6 Stunden zu Fuß. Doch Bruder Titian, Schaffner in Reichenau, hatte schon Vorsorge getroffen, indem er mir bis Kewelaer ein flinkes, munteres Rößlein entgegengebracht hatte. Da ich von früher her des Reitens nicht ganz unkundig war, befano ich mich nach einem flotten Ritte von etwa drei Stunden schon in der Nähe von Reichenau.

Die reiche Au, wie diese älteste unserer Missionsstationen von ihrem Gründer, Abt Franz, genannt wurde, war mir nicht mehr fremde. Zum erstenmal war ich an Ostern 1908 mit Bruder Avellinus von Mariatal aus dorthin gekommen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich von der nächsten Höhe aus plötzlich der prächtig gelegenen Station ansichtig wurde! Mit wahren Entzücken schweifte mein Auge über die herrliche Talebene mit den vielen grünenden Saatfeldern. Vor mir lag die Station selbst mit der neuen, aus grauweißem Sandstein erbauten Kirche, und dem schlanken, gotischen Turme, der Mühle, den Schulen, der Brüder- und Schwesternwohnung usw. Zu meiner Rechten stieg der hohe Mahaqua auf, während die stolze Kette der Drakensberge in weitem Bogen von Ost nach West den denkbar prächtigsten Hintergrund bildete.

Mitten durch die fruchtbare Ebene aber zog sich, einem glänzenden Silberbande ähnlich, der Polela-Fluß. Er entspringt droben in den Drakensbergen, kommt zunächst bei unserer Farm Josephshain vorbei und nähert sich sodann in den wunderbarsten Windungen und Serpentinen dem eigentlichen Reichenau. Es ist, als wolle er sich jedes einzelne Ackerland und jede Wiese in nächster Nähe ansehen und als hange es ihm ordentlich vor der Tiefe, in die er ein Viertelstündchen später bei unserer Mühle in jähem Sturze hinabfällt. Dort, wo er das wohlbestellte Ackerfeld verläßt, zieht sich ein junger, kräftig aufsprössender Eichenwald hin; der Polela läßt es sich nicht nehmen, denselben rings zu umfäumen, indem er durch eine

scharfe Biegung plötzlich eine ganz entgegengesetzte Richtung nimmt. Am Waldesrande macht er neuerdings eine Krümmung und eilt sodann durch eine förmliche Allee mächtiger Trauerweiden, deren zarte Zweige bis in die hellen Fluten niederreichen und traulich mit den Wellen spielen. Hier führt eine für Fußgänger bestimmte Drahtseilbrücke hinüber zur stillen Einsiedelei unseres Bruders Alto. Der rüstige Kreis ist hier mit der Pflege junger Waldbäume beschäftigt und ein ganzes Wäldchen hochaufragender Eukalyptusbäume, zwischen denen seine Hütte versteckt ist, legt Zeugnis ab für den Fleiß und das Talent des guten Bruders. Linker Hand grenzt hier der Fluß an einen von unsren Schwestern und Schälmädchen gar fleißig bestellten Gemüse- und Obstgarten, in dem sich auch einige schmucke Weinlauben befinden, gibt dann später einen Teil seines Wassers in einen Kanal ab zum Triebwerk der nahen Mühle und der Dreschmaschine, eilt durch die von unsren Brüdern erbaute 99 Fuß lange Brücke und stürzt sich dann plötzlich unter ohrenbetäubendem Getöse über eine 42 Fuß hohe Felswand hinunter. Drunten schäumt und kocht er zwischen kolosalen Felsblöcken in wahrer Zorneswut und nimmt dann seinen Lauf durch verschiedene Wiesengründe, bis er nach etwa drei Stunden seine Wasser mit denen des Umzimku vereint.

Damals war es, wie gesagt, Ostern, diesmal aber kam ich kurz nach Weihnachten und die Ernte war schon in vollem Gange. Welch' ein buntfarbiges, hochinteressantes Bild bot sich mir dar! Fast alle Innen der ganzen Missionsstation: Brüder und Schwestern, die schwarzen Schulkinder und Arbeiter, alles war draußen auf dem Felde. Da fährt zunächst ein Bruder mit seiner Getreide-Mähmaschine auf und ab. Den Kopf muß er beständig etwas auf die Seite halten, damit ihm nicht die Fangrechen zu nahe kommen, die das Getreide auf die eine Seite legen. Hinter der Maschine her sind unter der Aufsicht von Missionsschwestern die verschiedenen Abteilungen unserer untersten Schuljugend, sowie die Marienhausmädchen, welche mit großer Gewandtheit die Schwaden zu Garben sammeln und binden. Da heißt's die Hände rühren! Denn schon stehen etliche Wagen da — jeder mit 10 bis 12 Ochsen bespannt — und dunkelarbige Sulus beginnen kunstgerecht Garbe an Garbe zu laden, bis der Wagen in seiner ganzen imposanten Fülle dasteht, worauf ihn wieder andere schwarze Arbeiter nach Hause fahren. Uebrigens beteiligen sich auch Brüder am großen gemeinsamen Werk. Wer sehe ich denn dort oben auf dem großen, schwerbeladenen Wagen? Wahnsichtig, das ist Bruder Winfried, mein ehemaliger Mitnovize. Er ist seines Zeichens ein Schmied, und Hammer und Amboss können Zeugnis ablegen von seiner nervigen Faust. Heute aber hat es ihn nicht mehr in seiner ruhigen Schmiede gelitten; er hat das Feuer ausgelöscht und ist mit herausgezerrt ins sonnige Erntefeld, und wo er angreift, sieht und fühlt man, daß er's mit Schmiedefäusten tut.

Inzwischen aber surrt und wettert zu Hause die Dreschmaschine. Sie wird, wie oben angedeutet, durch Wasserkräft in Gang gesetzt, und drückt und reinigt das Getreide zu gleicher Zeit. Die Arbeit wird von einem umsichtigen Bruder überwacht, der bald da, bald dort helfend eingreift.

Wäre alles flott vorangegangen, so wären wir in kaum drei Wochen mit der ganzen Arbeit fertig ge-

wesen, so aber machte uns der Himmel einen dicken Strich durch die Rechnung. Mitten in der Erntezeit öffnete er nämlich seine Schleusen und goß sein in diesen Tagen so unerwünschtes Nass in Strömen über uns aus. Es regnete Tag für Tag und bald fing bei der warmen Witterung, die gerade herrschte, das Getreide an, auszuwachsen und zwar nicht nur in den Garben, sondern sogar bei der noch auf dem Felde stehenden Frucht. Dazu trat noch der Polela bei seinen flachen Ufern und den vielen Krümmungen an mehreren Punkten aus. Stellenweise mußten wir drei bis vier Fuß tief im Wasser waten und die liegenden Garben aufrichten, sodass wenigstens die Ähren aus dem Wasser kamen. Bruder Blasius, unser Feldschaffner, machte da oft ein sehr besorgtes Gesicht und schaute oft zum Himmel auf, ob denn der endlose Regen noch nicht

Ackerfeld. Da kann man nicht in einem Jahre säen und ernten, pflanzen und die Frucht einheimsen; und auch da gibt es Mäusewachs und Hagelschlag. Überschwemmung, Kälte und Sonnenbrand und sonstige Schäden. Anderseits warten aber auch des seelen-eifrigsten Missionärs die reinsten, schönsten Ernteerfreuden, die ihn reichlich entzädigen für alle vorausgegangenen Arbeiten und Opfer. Das weiß er, und darum läßt er sich keine Mühe und Beschwerde verdrießen.

Bloß eine Sorge hat er vielfach, daß er nämlich allein nicht länger imstande ist, allen Ansprüchen zu genügen. Er braucht Gehilfen, Mitbrüder, die sich mit ihm in die Riesenarbeit teilen; denn die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Desgleichen braucht er zur Bestreitung der materiellen Bedürfnisse verschiedene Laienbrüder, die durch



Mr. Plant, seit 25 Jahren engl. Schulinspektor, ist uns Trappisten sehr gewogen.

bald aufhöre. Beinahe die Hälfte der ersehnten Frucht ging uns infolge dieses Regenwetters verloren; es ist dies um so schlimmer, weil manche unserer kleineren, oder minder günstig gelegenen Stationen gerade auf Reichenau, als ihre natürliche Kornkammer angewiesen sind. Doch, wir wollen nicht klagen, sondern mit Dank das annehmen, was uns Gott in seiner liebenden Fürsorge gegeben hat. Auch blieb heuer Reichenau wenigstens vom Hagel verschont, während es früher häufig recht schlimm davon heimgesucht worden war.

Die Hauptfache bleibt dem Missionär natürlich immer die Bestellung seines geistigen Erntefeldes zur Gewinnung unsterblicher Seelen. Die Feldarbeit soll ihm nur die materiellen Mittel bieten zur Erhaltung und Förderung seines Missionswerkes; auch ist sie ihm eine willkommene Gelegenheit, die Schwarzen durch sein eigenes Beispiel zur Handarbeit anzuleiten, ohne welche das Befahrungs werk keinen festen Bestand hat. Die geistige Arbeit, die hier dem Missionär und all seinen Gehilfen entgegentritt, ist ungleich schwerer und langwieriger, als die auf dem gewöhnlichen

Arbeit, Gebet, Opfer und gutes Beispiel einen wesentlichen Anteil haben an den Erfolgen und Verdiensten des großen Missionswerkes. Am großen Gerichtstag wird es offenbar werden, wie viele unsterbliche Seelen auch mancher Laienbruder für den Himmel gewonnen.

O wie sehr würde es mich freuen, wenn durch diese Zeilen auch nur eine einzige Seele bewogen würde, sich unserm Missionswerk anzuschließen! Speziell denke ich dabei an Steiermark, mein liebes Heimatland, und an meine engere teure Heimat Steinthal. Sollte sich daselbst unter den vielen hochherzigen Jünglingen wirklich nicht einer finden, der der falschen Welt und ihren eitlen, täuschenden Freuden für immer Lebewohl sagen und sich im hl. Ordensstand der Rettung unsterblicher Seelen widmen will? Ich selber fand mich seinerzeit durch das Bergfazitme nicht angeregt, nach Afrika, in die Mariannhiller Mission zu gehen, und es hat mich gottlob bis zur Stunde noch keinen Augenblick gereut. Ist keiner da, der mein Glück teilen will? —

St. Josephsgärtchen.

Verherrlichung des hl. Joseph.

Als die Seele des hl. Joseph den Leib verließ, trat sie keineswegs einem erzürnten Richter entgegen, sondern dem liebvolliesten Vater der Barmherzigkeit, der schon seinen Engeln den Befehl gegeben hatte, sie mit allen Ehren hinzugeleiten an den Ort des Friedens, wo die Gerechten auf die Erlösung harrten. Denn der Himmel war noch verschlossen, und kein Nachkomme Adams konnte in demselben eingehen, bevor Christus die Schuld Adams und des ganzen Menschengeschlechtes geführt und die Pforten des himmlischen Paradieses wieder geöffnet hatte. Die Seelen der Gerechten lebten hier, in der sogen. Vorhölle, ohne Pein und hatten auf Grund der zukünftigen Verdienste des Messias ein Anrecht auf die ewige Glückseligkeit.

Es besaßen sich da die Patriarchen und Propheten des alten Bundes: Adam und Seth, dessen Nachkommen sich durch ihren festen Glauben und die Reinheit ihrer Sitten den Beinamen „Kinder Gottes“ erworben. Hier war Noe, der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes, Abraham, der Vater des ausgewählten Volkes, Moses, der Gesetzgeber Israels, David, der große Stammvater Christi; hier waren die Propheten Isaías, Jeremias, Ezechiel, Daniel usw., die so vieles und großes von Christus geweissagt hatten, der Greis Simeon, Joachim und Anna und verschiedene andere, die schon den Messias auf Erden gesehen hatten. Und nun kommt heute die Seele des Joseph zu ihnen! Wie mögen sich wohl alle um ihn gedrängt haben, um ihn, dem der Ewige selbst seinen eingeborenen Sohn anvertraut hatte! Mit welch' hoher Achtung betrachteten sie wohl den demütigen Mann, dem das unvergleichliche Glück zu teil geworden, mit dem Ersehnten aller Nationen unter demselben Dache zu wohnen! . . .

Der hl. Joseph macht sie bekannt mit den Geheimnissen der Empfängnis und Geburt Jesu, der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, der Flucht nach Aegypten, dem verborgenen Leben zu Nazareth. Er schildert ihnen den Sohn des Allerhöchsten in seiner Demut, Liebe, Güte, Sanftmut, Reinheit und Weisheit. Er spricht von seiner freiwilligen Armut, seinem unvergleichlichen Gehorsam und den übrigen wahrhaft göttlichen Eigenschaften und Tugenden und röhmt, wie Er, der Sohn des Allerhöchsten, gleich einem einfachen Handwerker in der Werkstatt zu Nazareth arbeitet und so seine arme, jungfräuliche Mutter mit der Frucht seiner Arbeit ernährt. Bald werde er öffentlich als Lehrer der Welt auftreten und das große Erlösungswerk vollenden.

O wie freuten sich da die Bewohner der Vorhölle! Fürwahr, eine solche Freudenbotschaft war ihnen bisher noch nicht geworden. Schon sahen sie den Sieger von ferne kommen und es war ihnen, als hörten sie schon aus dem Munde der jubelnden Engel das Hosannah und Alleluja ertönen von allen Seiten. Und dieses Glück hatte ihnen der hl. Joseph gebracht, dessen Verherrlichung jogleich nach seinem seligen Hinscheiden begonnen.

Am Feste Christi Himmelfahrt aber zog der große Heilige sicherlich als einer der Ersten in den Himmel ein und gewiß hat er gegenwärtig dort oben einen

Thron inne und einen Ehrenplatz, welcher dem der allerseligsten Jungfrau am nächsten steht. Der große Theologe Suarez schreibt: „Ich finde es weder kühn noch unwahrscheinlich, daß der hl. Joseph nach der Muttergottes alle andern Heiligen an Gnade und Herrlichkeit übertrifft.“ Gewiß, beim Throne Marias, seiner jungfräulichen Braut, ist sein Platz, hier genießt er die ewigen Freuden und preist ohne Unterlaß die Erbarmungen Christi, seines göttlichen Pflegeehones.

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Als Anna Katharina nach einigen Wochen aus der ärztlichen Behandlung wieder entlassen wurde, erschien sie so schwach und hinfällig, daß sich ein allgemeines Murren gegen die Last erhob, welche sich das Kloster in der Zulassung einer so kränklichen und arbeitsunfähigen Person zu den Ordensgelübden aufzubürden würde. Es sei besser, hieß es, sie jetzt zu entlassen, als durch längeres Zuwarten in die Lage gebracht zu werden, sie behalten zu müssen. Die Bedrängte eilte dann in solchen Stunden in die Kirche vor das allerheiligste Sakrament, betete um Stärke, verdoppelte ihre Anstrengung, dem Kloster zu dienen und beschwichtigte den Sturm ihres Herzens mit den Worten: „Ich halte aus und bleibe fest, auch wenn ich gemartert würde!“

Später bezeugte Overberg vor ihr: „Anna Katharina hat ihre Mitschwestern so lieb gehabt, daß sie gern für jede ihr Blut hätte vergießen mögen. Obwohl sie wußte, daß mehrere derselben ihr nicht wohlgefallen waren, so tat sie ihnen doch, was sie vermögte, zu Gefallen. Es war ihr immer die größte Freude, wenn eine irgend einen Liebesservice von ihr begehrte.“ Desgleichen bezeugten die Oberin, die Novizienmeisterin und fünf andere Klosterfrauen, als sie im Jahre 1813 von der geistlichen Obrigkeit vernommen wurden, einmütig: „Anna Katharina war immer sehr verträglich, sie war sehr friedsam, im Umgange sehr demütig, nachgiebig, gar nicht zankhaftig und ungemein dienstfertig. In Krankheiten war sie ungemein freundlich, gottgegeben und geduldig. Bei erfahrener Kränkung zeigte sie sich sehr bald und gerne versöhnt und wieder gut, bat um Verzeihung, wenn sie ein wenig aufgebracht war, hafte nie und war sehr nachgiebig . . . Ihre größte Freude war es, wenn sie ihren Mitschwestern einen Liebesservice erweisen konnte. Man möchte von ihr verlangen, was man wollte, sie gab es mit Freuden her, wie nötig auch sie es selbst hatte. Vorzüglich tat sie jenen Gutes, von welchen sie wußte, daß sie ihr entgegen waren.“

Von der Bedeutung und Wirkung der hl. Ordensgelübde hatte sie eine so tiefe Erkenntnis erhalten, daß ihre starke Seele nach den Übungen des Gehorsams förmlich schwach wurde und sie ein besonderes Leid darüber empfand, daß bei der erloschenen Ordenszucht der damaligen Zeit von ihren Obern so wenig Bedacht darauf genommen wurde, ihren Gehorsam durch strenge Befehle und schwer zu erfüllende Forderungen auf die Probe zu stellen. Sie wollte in der klösterlichen Gemeinde nichts als ein Glied leben, das nur an die äußere Ordnung sich band, sondern ihr ganzes Sein und Leben

sollte vollkommen durch die hl. Regel geordnet sein. Daher strebte sie auch nach einer genauen und gründlichen Kenntnis derselben und pflegte sie aus Chriftricht nur kneidend zu lesen. Ofters geschah es ihr bei dieser Lesung, daß ihr durch unsichtbare Gewalt das Licht ausgelöscht und das Buch zugeschlagen wurde. Sie wußte von Jugend auf, von wem ihr solche Störungen bereitet wurden, zündete daher ruhig ihr Licht wieder an und fuhr nur um so eifriger und länger als sonst zu lesen fort.

Eine ganz besondere Liebe und Andacht hatte sie auch zum allerheiligsten Altarsakramente. Sie ward oft mit einer Gewalt dazu hingezogen, daß sie vergeblich Widerstand leistete. Oft kniete oder lag sie plötzlich wie erstarrt an den Stufen des Altars oder im Chore, ehe sie es sich versah, wenn sie durch die Kirche gehen wollte. Sie war dabei in stetem Schauen und in inneren Leidenszuständen, die trotz aller Sorgfalt nicht gänzlich verheimlicht werden konnten.

Von ihrer Neigung zu körperlichen Abtötungen aber bezeugte ihre Novizenmeisterin: „Ich habe der Emmerich, als sie noch im Noviziat war, mehrmals Bretter aus dem Bett genommen. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß sie zur Abtötung sehr geneigt war. Ich habe sie wohl einmal zur Winterszeit abends um zehn Uhr aus der Kirche geholt, wo sie vor dem Altar lag und zu lange liegen geblieben wäre, wenn man sie ruhig liegen gelassen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

Wie eine Horde Teufel kamen die Paviane heulend, grunzend und die Zähne fletschend durch die dunkle Gasse auf mich zu! Ich wartete, bis sie auf fünfzehn Schritte heran waren. Dann feuerte ich mitten in sie hinein die Elephantenflinte ab, die mit Bleistücken geladen war. Das gab in dem engen, hohen Raum eine Resonanz, als hätte man einen Kanonenschuß abgelassen! Noch wilder, durchdringender und entsetzlicher aber war das Geheul, das nun einerseits die Paviane und anderseits die eiligt nachrückenden Schwarzen ausstießen. Man hätte glauben können, man sei in der Hölle! —

Die schwere Ladung hatte die Zahl der Paviane bedeutend geschränkt; wenigstens ein Dutzend lag tot oder sterbend in dem Durchgang. Einen Moment standen sie, dann schlossen sie ihre Reihen und rückten neuerdings mit wildem Geheul vor. Zum Glück stand jetzt Indabasimbi, der ebenfalls ein Gewehr hatte, neben mir, sonst wäre ich von den rasenden Ungeheuern in Stücke gerissen worden, bevor ich wieder laden konnte. Er feuerte beide Läufe in sie hinein und hemmte dadurch ihr Vordringen. Wieder kamen sie heran; jetzt standen auch zwei Eingeborne mit geladenen Flinten da und feuerten sie eiligt ab. Es war hohe Zeit; denn die großen, wütenden Tiere hätten uns sicher überwältigt. So aber hatte ich meine Elephantenflinte wieder laden können. Ich feuerte sie, als sie schon ganz dicht heran waren, mit noch tödlicherer Wirkung als zuvor ab, denn bei der knappen Entfernung schlug jede Kugel eine Gasse. Man hätte buchstäblich glauben können, wir führten eine Schlacht mit Dämonen; denn bei der eigentümlichen Beleuchtung sahen diese heulenden, zähnefletschenden Affen mit ihren

unheimlich glühenden Augen in dem schmalen Hohlweg wie die reinsten Teufel aus.

Der lehre Schuß war ihnen doch zu viel gewesen; sie wichen zurück, zogen einige der Verwundeten mit sich fort, und gaben uns dadurch Zeit, unsere Leute auf die Klippe kommen zu lassen. In wenigen Minuten waren alle da, und nun gingen wir in geschlossenen Reihen durch die Gasse, die in einen schmalen Gang mit hohen, schrägen aufsteigenden Felswänden führte. Durch diese Gasse lief etwas Bergwasser herunter; sie war etwa hundert Schritte lang, und die Abhängen auf jeder Seite waren mit steilen Klippen gekrönt. Ich blickte in die Höhe und sah, wie sie über und über voll waren von diesen heulenden, mit unglaublicher Gewandtheit von einer Klippe zur andern springenden Affen. Ich blickte den Wasserpfad entlang — und siehe, da kam von einer Meute wütender Paviane begleitet, Hendrika dahergestürmt! Ihre langen Haare flatterten im Wind, auf ihrem Gesicht war der helle Wahnsinn geschrieben, und in ihren Armen hielt sie die ohnmächtige Gestalt der kleinen Tota! —

Als sie uns erblickte, trat Schaum aus ihrem Munde. Sie schrie laut auf! Ich hielt den Ton nur für ein unartikuliertes Schreien, doch die Paviane verstanden sie und fingen nun zu unserm Entgegen an, Steinblöcke auf uns herabzurollen! Ein Block sprang hart an mir vorbei und tötete den hinter mir stehenden Kaffer; ein zweiter fiel von der oberen Felswand auf den Kopf eines Mannes und erschlug ihn ebenfalls. Da erhob Indabasimbi sein Gewehr, um Hendrika zu erschießen; ich schlug es hoch, sodass die Kugel über ihr hinsauste, und verbot ihm strengstens nochmals, auf sie zu schießen, damit er nicht etwa auch das Kind töte, das sie noch immer in den Armen hielt. Dagegen rief ich den Leuten zu, sie sollten zu beiden Seiten der schrägen ansteigenden Gasse eine Linie bilden, während ich, Indabasimbi und die andern, die Gewehre hatten, im Wasserwege blieben. Sie gehorchten, und nun gab ich meinen Leuten, die über den Verlust ihrer beiden Kameraden ganz außer sich waren, den Befehl zum Angriff.

Jetzt begann erst die eigentliche Schlacht, und es ist schwer zu sagen, wer wütender focht, die Schwarzen oder die Paviane. Die Kaffer flatterten den Abhängen entlang aufwärts, während die Affen, aufgestachelt von Hendrika, welche die arme, unglückliche Tota wie einen Schild vor sich hielt, in rasender Wut sich auf sie warfen. Allerdings wurden unzählige dieser Paviane durch Assagais getötet, viele andere fielen durch unsere wohlgezielten Schüsse, aber dennoch kamen sie immer wieder heran. Wer konnte das auf die Dauer aushalten? Unsere Arme begannen schon zu erlahmen; dazu blieben wir nicht ohne Verluste. Gelegentlich rutschte ein Mann aus, oder wurde durch den Griff eines Pavians zu Boden geschleudert. Wehe dem Armen! Denn im Nu stürzte sich eine ganze Meute von Pavianen auf ihn und zerbiß, zerschlug und tötete ihn. Auf diese Weise verloren wir manchen unserer braven Leute; ich selbst erhielt einen Biß in den linken Arm, doch zum Glück erstach ein neben mir postierter Kaffer das Tier mit seinem Assagai noch bevor es mich zu Boden reißen konnte.

Auf einmal gaben die Paviane den Kampf auf. Weshalb kam ich eigentlich nicht sagen, allein es hatte sie augenscheinlich eine unerträgliche Panik ergreiften. Hendrika mochte schreien und sie zum Kampfe ermutigen, wie sie wollte, es half nichts. Sie dachten

nicht mehr an Widerstand, sondern bloß an Flucht. Andere dagegen verbargen einfach ihre scheußlichen Gesichter in ihren Händen und warteten unter jämmerlichem Stöhnen, bis sie erschlagen wurden.

Als nun Hendrika sah, daß der Kampf verloren war, ließ sie das Kind aus ihren Armen gleiten und stürzte sich geraden Weges auf uns zu, das volle Bild des schrecklichsten Wahnsinns! Schon erhob ich meine Flinte, doch ich konnte es nicht über mich bringen, das arme Geschöpf zu erschießen. Alles in allem war sie doch nur ein verrücktes Ding, halb Affe, halb Weib. So sprang ich zur Seite, sie aber kam mit fliegenden Haaren auf Indabasimbi zu, den sie umrannte, eilte unter jämmerlichem Geschrei weiter, lief die Gasse entlang durch den Torbogen von einem Rudel der überlebenden Pavianen gefolgt und entchwand dann plötzlich in einer der vielen Schluchten unserm Gesichtskreis. —

6. Kapitel.

Der Kampf war vorüber. Im Ganzen waren zehn Männer getötet, viele andere durch Bisse schlimm zugerichtet, und kaum einer von uns war ohne ein Erinnerungszeichen an die Zähne und Klauen dieser Bestien durchgekommen. Wie viele Paviane wir erschossen und erschlagen haben, konnte ich nie erfahren, aber es war eine große Zahl. Trotzdem bin ich von jenem Tage an den Pavianen immer aus dem Weg gegangen, und ich fürchte mich vor ihnen mehr als vor irgend einem andern Tier.

Der Pfad war jetzt frei, und wir eilten im Sturmschritt der Höhe zu. Zunächst aber hoben wir die kleine Tota auf. Sie war nicht ohnmächtig, wie ich gedacht hatte, sondern nur vom Schrecken wie gelähmt, sodaß sie kaum sprechen konnte. Sonst war sie unverletzt; trotzdem dauerte es noch manche Woche, bis ihre Nerven den Schlag vollends überwunden hatten. Sie kannte mich wieder und schlang ihre kleinen Arme um meinen Hals; dabei hielt sie sich so kampfhaft fest, daß ich es gar nicht wagte, sie jemand andern zu übergeben, in der Überzeugung, daß dies ihre Angst nur vermehren würde.

So schritt ich also weiter, das Kind auf den Armen. Die Befürchtungen, die mein Herz durchschnitten, kann man sich denken. Würde ich wohl Stella wieder lebend finden? Würde ich sie überhaupt finden? Nun, wir mußten es bald erfahren. — Wir kletterten in dem steinigen Kinnal weiter; ich führte den Zug; die Angst verlieh mir Flügel. Endlich waren wir durch; oben bot sich uns eine seltsame Szenerie dar: Wir waren in einem großen natürlichen Amphitheater, nur war es dreimal so groß, als je eines von Menschenhänden gebaut wurde; wohl über zweihundert Fuß stiegen im Halbkreis senkrecht die Wände in die Höhe. Sonst war der so eingeschlossene Platz eben, parkartig mit Bäumen und Buschwerk bestanden und von einer leuchtenden Blumenpracht. Mitten hindurch floß ein kleiner Wasserlauf, der, wie ich später entdeckte, von der Höhe des offenen Raumes herabkam.

Wir verteilten uns in einer Linie und suchten überall, denn Tota war hinzugekommen, um uns zu zeigen, wo Stella verborgen war. Wohl eine halbe Stunde lang suchten und suchten wir, prüften genau alle Felsenwände, ob sich nicht irgend eine Höhlenöffnung darin sände. Vergebens; wir konnten nichts finden. Ich wandte mich an den alten Indabasimbi, doch hier war auch seine Kunst zu Ende. Alles, was er sagen konnte, war, daß dies der Ort sei, und daß

der „Stern“ irgendwo in einer Höhle verborgen sein müsse. Endlich kommen wir in den Hintergrund des Amphitheaters. Ich rief mit lauter Stimme: „Stella, Stella!“ —

Da war es mir plötzlich, als höre ich eine schwache Antwort. Ich trat näher hinzu und rief abermals. Richtig, aus dem Innern des Berges kam die Stimme meiner Frau; doch sie klang dumpf und hohl, wie aus beträchtlicher Ferne. Ich kletterte an der Felsenwand in die Höhe und suchte zwischen dem Gesträuch nach einer Öffnung, konnte aber keine finden. „Wälze den Stein weg!“ rief jetzt Stellas Stimme, „die Höhle ist mit einem Steine verschlossen.“

Ich ergriff einen Aßagai und stieß an der Felsenwand, von wo die Stimme herkam, herum. Plötzlich sank der Speer durch eine Masse Gras und Flechtwerk. Ich schob es beiseite und legte nun einen Felsblock bloß, der in den Mund der Öffnung gerollt war und so genau hineinpaßte, daß er kaum mit dem schärfsten Auge als künstlicher Verschluß entdeckt werden könnte. Wir zogen den Stein heraus, doch bedurfte es dazu der Kraft zweier Männer. Nun ging es durch eine kleine, schmale Höhle hindurch, welche in eine zweite, viel größere führte, die ich sofort als jene erkannte, die mir Indabasimbi im Wasser gezeigt hatte. Licht erhielt sie von oben — wie, kann ich nicht sagen — und bei seinem matten Schein gewahrte ich am hinteren Ende der Höhle eine Gestalt in halb sitzender, halb liegender Stellung. Ich stürzte darauf los. Es war Stella! Sie war mit Streifen aus Fell festgebunden, sah zerstunden, verweint, zerschlagen aus, war aber doch Stella, mein liebes, gutes Weib; und ich fand sie noch am Leben! —

Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei aus und brach dann ohnmächtig in meinen Armen zusammen. Es war ein großes Glück, daß sie nicht schon früher in Ohnmacht fiel; denn hätte ich nicht den Klang ihrer Stimme gehört, so hätte ich den Eingang zu der so schlau verborgenen Höhle nie und nimmer gefunden. Letzter war genau so, wie ich sie in der Vision gesehen. Hier war der Feuerherd, dort die rohen iridinen Töpfe, einer derselben war noch halb mit Wasser gefüllt, das ich den Pavian hatte herbeibringen sehen. Unwillkürlich ergriff mich beim Anblick dieser Dinge eine Art Ehrfurcht vor der Macht Indabasimbis, eines armen ungeliehrten Wilden, der weder lesen noch schreiben konnte.

Stella aber trugen wir an die Luft, legten sie unter dem Schatten eines nahen Baumes nieder und befreiten sie von ihren Banden. Jetzt erst konnte ich sie deutlich sehen. Ihr Angesicht war zerkratzt, ihre Augen vom vielen Weinen gerötet, die Wangen geschwollen, die Kleider zerrißt, ihr langes schönes Haar aufgelöst und verwirrt. Ich sandte nach Wasser und besprengte damit ihr Gesicht. Nun schlug sie die Augen auf, hängte sich an mich wie die kleine Tota und rief schluchzend aus: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ (Fortsetzung folgt.)

Unsere Mädchen-Näheschule.

Von Fr. Aegidius Müller.

Mariannhill. — Zur Beleuchtung der Frage, wie dahier die Käffern zu nützlicher, industrieller Arbeit angeleitet werden, bringen wir in der heutigen Nummer zwei Bilder. Das eine zeigt uns ein großes Gebäude; es ist eine Näheschule, in der von etwa hundert Käffern-

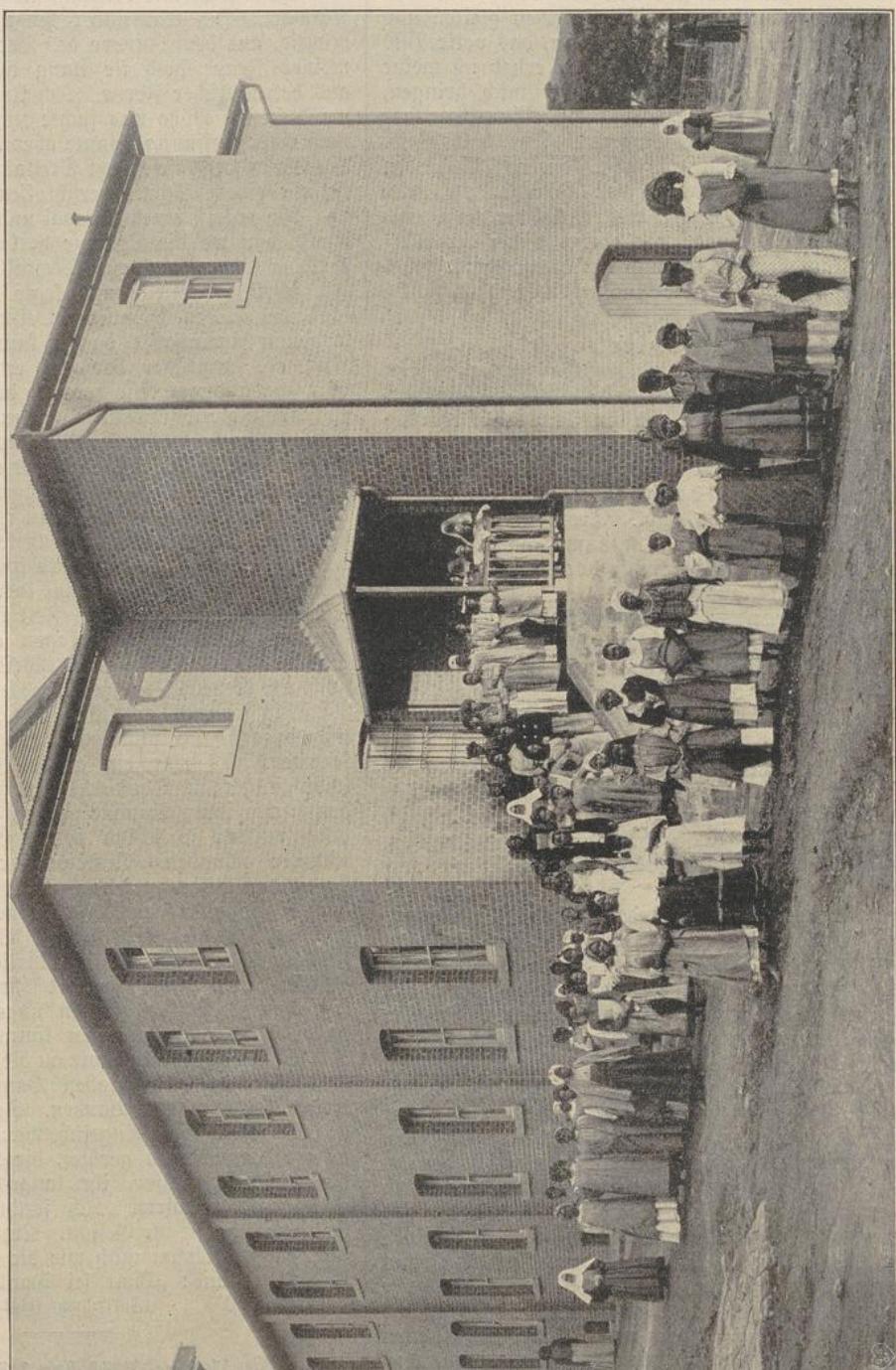
mädchen Arbeiteranzüge für die Arbeiter in den Goldbergwerken Johannesburgs angefertigt werden. Das andere Bild zeigt uns einen der Innenäle, in welchem die genannten Mädchen — meist voll ausgebildete Nählerinnen — unter der Aufsicht von Schwestern ihrer Arbeit obliegen.

Wenn man bedenkt, daß in Südafrika, besonders in Natal augenblicklich Geldnot ist, und die Kaffern der vielen Taxen wegen, womit sie belastet sind (Poltaxe, Hüttentaxe, Landtaxe), nicht wissen, wie sie zu etwas Geld kommen sollen, so erscheint die Errichtung einer solchen Nähsschule als eine wahre Wohltat. Außerdem hält sie die Mädchen davon ab, sich in den Städten einen Dienst zu suchen, wo sie nur zu leicht auf Abwege geraten könnten, so daß die Missionsarbeit wieder zum größten Teil vernichtet wird.

Früher konnten ferner die Kaffern etwas Mais verkaufen. Der Erlös war zwar gering — meist 7—9 Schilling der Doppelzentner —, allein sie konnten sich doch knapp durchschlagen. Nachdem aber durch verschiedene Seuchen fast sämtliches Vieh in Natal krepiert ist, und die Kaffern den wilden harten Boden nicht mehr pflügen können, sondern mit der Handhake bearbeiten müssen, haben sie ihre liebe Not, umso mehr als Einfuhrartikel wie Kleider und Eisengeräte &c. hoch im Preise stehen.

Das Missionsbudget wird durch die genannte Nähsschule in keinerlei Weise belastet, da von den Zahlungen des Unternehmers nach Abzug der Löhne noch immer soviel übrig bleibt, um die Zinsen des Anlagekapitals

zu decken, sodaß die Wohltäterbeiträge nach wie vor für die sonstigen Bedürfnisse der Mission frei bleiben. Jedenfalls illustrieren die beiden Bilder besser als viele Worte, daß in Mariannhill fleißig gearbeitet wird.



Nähsschule in Mariannhill.

Wandern und Stillestehen.

Von Dr. Tiburtius.

Mariannhill. Es war ein reiner, sonnenklarer, wenn auch etwas frischer Wintermorgen, wie wir sie hierzulande von Mitte Mai bis Ende August fast

täglich haben, da erhielt ich von meinem Obern die Erlaubnis, nach Maris-Stella zu reisen, das unweit des Umzimfulu nur wenige Stunden vom Indischen Ozean entfernt ist. Ich hatte dabei Gelegenheit, die vielgerühmten Schönheiten der Küste Natais von Durban bis Port Shepstone zu bewundern, die ich der ganzen Länge nach mit der Bahn zurücklegen konnte.

Die Uhr auf unserm Campanile schlägt eben halb 7 Uhr; noch ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, ein rascher Gang zum Obern, um den üblichen Reisegegen zu holen, und ich bin zur Absfahrt bereit. Draußen bei der neuen Pforte wartet meiner ein kleines, aber breitspuriges Wägelchen, das mich nach Pinetown bringen soll. Es steht ein flotter Kaffernjunge dabei, der Wagen und Pferd von der Bahnhofstation wieder zurückbringen soll. Auf dem Hinweg wollte ich selbst futschieren. Der Kaffer verzichtete aus freien Stücken darauf. Er meinte zwar, er verstehe sich auf das Fahren ausgezeichnet, allein mir, dem induna (Schaffner), könne er doch nichts recht machen, drum möchte auf dem Hinweg ich die Zügel in die Hand nehmen, und auf dem Heimweg er. Lebrigens war unser "Star", der den Weg nach Pinetown fast täglich ein paarmal machen muß, ein so lamimfrommes Pferd und so an sein Wägelchen gewöhnt, daß sozusagen jeder Kutscher mit ihm zurückkommen konnte.

So ging es also flott durch die große Pforte hindurch auf wohlgebahntem Weg der Klausur entlang,

hier an einem Bambuswäldchen, dort an Zypressen und Siringalaäumen vorbei. Oben auf der Höhe beim Store und einem großen wilden Feigenbaum eröffnete sich uns eine weite herrliche Aussicht bis hinüber zum



Festsaal, in welchem schwarze Häädchen unter Aufsicht der Schwestern arbeiten.

blauen Indischen Ozean, den ich bald in nächster Nähe sehen sollte. Zur rechten Hand hatten wir eine gute Strecke weit die von unserm P. Anselm gepflanzten und behüteten Waldbaulagen, die uns stellenweise schon einen recht willkommenen Schatten boten; dann ging

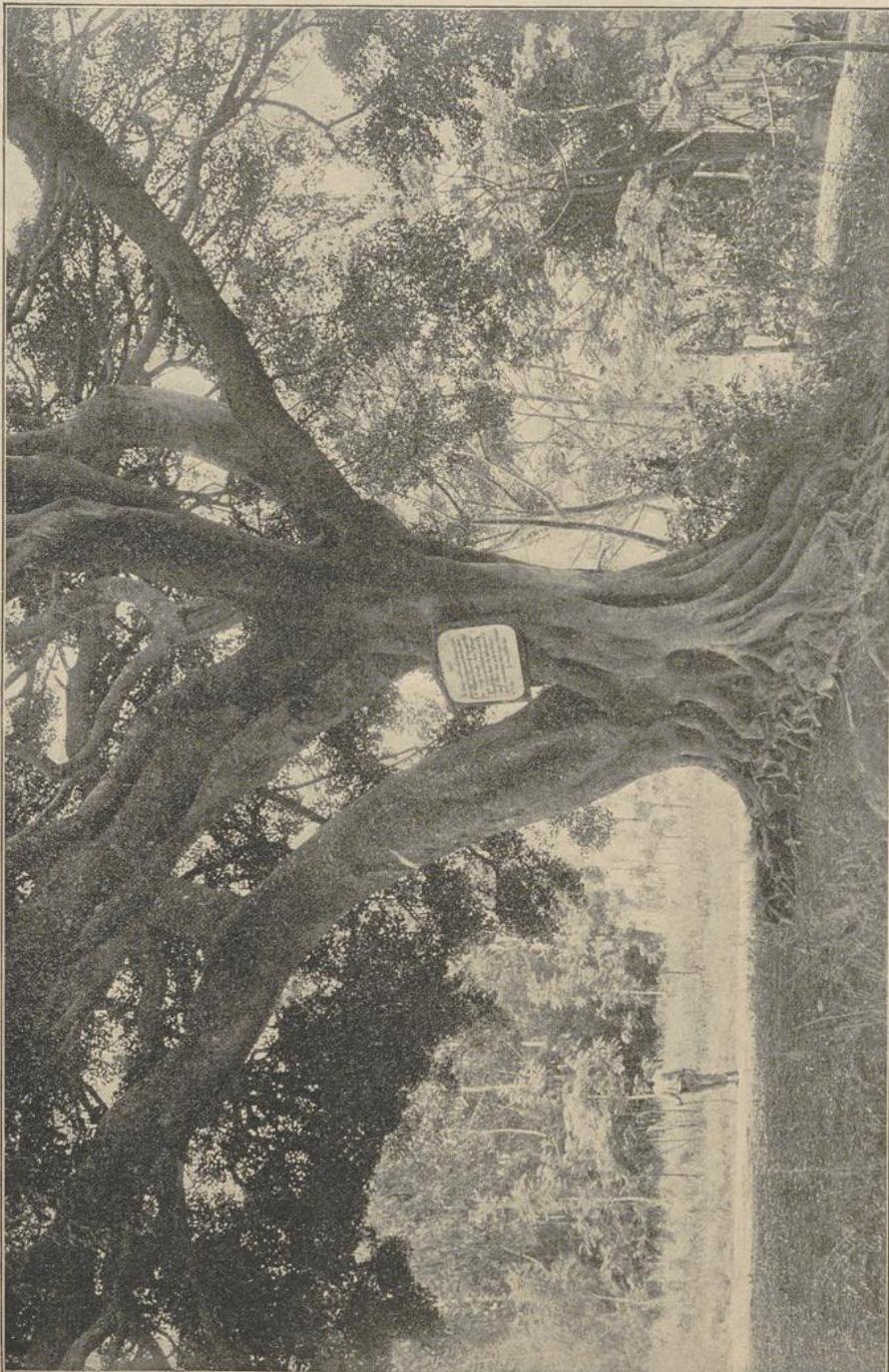
es an der alten „Schlangenburg“ vorbei, nach weiteren fünf Minuten passierten wir die Grenzen unserer Klostersfarm und nahmen kurz darauf den Umbilofluss.

Nun ich kann sagen, ich und der Käffernjunge waren schon alte Bekannte. Habe ich aber gerade einen Neuling auf dem Wagen, so ergeht an ihn gewöhnlich der Kommandoruf:

„Festgesessen!“
Früher ging eine Brücke über den Fluss. Wir, d. h. die Brüder von Mariannhill, hatten sie selbst gebaut und wohl ein dutzendmal und noch öfters repariert, denn jedes Hochwasser nahm sie halb oder dreiviertels mit; seitdem sie aber die letzte riesige Wasserflut am Himmelfahrtstage 1905 vollends ganz hinweggeschwemmt hatte, waren wir der ewigen Reparaturen satt und begnügten uns, ein gehöriges Quantum zerschlagener Steine zwischen die Felsen des Flussbettes zu werfen. Diese Prozedur ist einfacher und billiger, muß aber allerdings nach jedem Hochwasser wieder erneuert werden.

Jenseits des Flusses sind wir eigentlich schon in Pinetown, obwohl ein Fußgänger noch etwa 20 Minuten bis zu dem im Zentrum des Städtchens gelegenen Bahnhof zu gehen hat. Die Häuser liegen in weitem Umkreise zerstreut und fast jedes liegt in einem größeren oder kleineren Garten, was dem ganzen einen ungemein trauten, malerischen Anblick verleiht. Pinetown bildet die Grenze zwischen dem Küsten- und Mittelland. Eine eigentümliche Besonderheit hat es durch seine vortrefflichen Bambusbäume, speziell durch eine kleine, biegsame Sorte, die sich ganz vorzüglich zu den langen Peitschenstäben

eignet, wie man sie hierzulande zum Lenken der Maulesel- oder Ochsengespanne benötigt, die nicht selten 10 ja 16 bis 18 Paare von Zugtieren aufweisen. Auch heute noch werden diese Peitschenstäbe weithin an die Ochsenfuhrleute verschickt, obwohl jetzt die meiste Fracht



Feigendau in Mariannhill.

mit der Bahn befördert wird.

Von einzelnen Gebäuden möchte ich nur eine große Jam- oder Konservenfabrik erwähnen, die links von unserm Weg, hart an der Bahnlinie liegt. Die ganze weite Umgegend von hier bis Durban liefert nämlich

eine Unmenge vortrefflicher Südfrüchte, namentlich Bananen, Ananas und Orangen, wozu sich noch mehrere einheimische Früchte wie die amatungulas (Natalpflaumen) und wildwachsende Beeren gesellen, welche die Kaffern sammeln und um billigen Preis an die Jam-Fabrik abliefern. Trotzdem erwies sich die genannte Fabrik nicht als lebensfähig; der Betrieb, von kaum einem Jahrzehnt eröffnet, ist nämlich schon wieder eingestellt . . . Sobald wir das Schienengeleise hinter uns haben und rechter Hand auf das Stationsgebäude zufahren, erblicken wir zur Linken das große Hotel „Imperial“, den ansehnlichsten Bau des ganzen Städtchens. Noch einige hundert Schritte weiter, und wir sind am Ziel. Vor uns rechts steht das Post-Office, und in nächster Nähe davon, mitten in einem prächtigen Park, das Gerichtsgebäude. Der Bahnhof selbst ist, wie alle derartigen Bauten aus früherer Zeit, ein einfacher Blechbau.

Der Zug steht schon zur Abfahrt bereit. Es ist nämlich einer jener Züge, die nur von Pinetown bis Durban gehen, und deren Hauptzweck ist, all das viele Volk, das unter Tagen in den verschiedenen Geschäften und Kaufhäusern Durbans tätig ist, morgens dorthin und abends wieder zurückzubringen. Ein ziemlich großes Kontingent zu diesen Passagieren bilden auch die zahlreichen Schul Kinder im Alter von 8 bis 15 Jahren und darüber. Wir befinden uns jetzt 1125 Fuß überm Meeresspiegel. Ein schriller Pfiff, und die Lokomotive setzt sich mit all den angehängten Waggons in Bewegung. Großer Kraftentwicklung bedarf's da allerdings nicht, denn es geht beständig abwärts, der Meerestüste zu. Schon nach wenigen Minuten sehen wir uns abermals am Umbilofluß, den wir aber diesmal auf einer starken, eisernen Bogenbrücke passieren. Die dichten Bambuswäldchen verschwinden, und das Auge gewinnt einen immer freieren Ausblick auf die umliegenden Farmen.

Zu langen Betrachtungen bleibt uns jedoch wenig Zeit, denn schon hält der Zug vor der ersten Station „Pinetown-Bridge“. Was bedeuten denn die vielen alten Bententfässer, die da in langer Reihe dem Stationsgebäude entlang stehen? Sie sind mit Bananen gefüllt, die von hier aus nach den kälteren Gegenden Natal's und selbst bis nach Transvaal hinauf verschifft werden. Die grünen Bananentrauben werden in diesen Fässern sorgfältig zwischen dünnen Bananenblättern verpackt, sodass sie keinen Schaden leiden und ruhig ausreisen können. In völlig ausgereiftem Zustand eignet sich die Frucht schlecht für einen weiteren Transport, weil sie sehr zart ist und schnell zu faulen beginnt. Den Bananenhandel, wie überhaupt den mit allen Sorten von Früchten, betreiben meistens die von Indien eingewanderten Kulis.

Auf der Weiterfahrt erblicken wir links den majestätischen, in weite Ferne sichtbaren Cowie's-Hill, über den die Fahrtstraße nach Durban führt. An seinem Fuße liegen die ehemaligen, von schönen Anlagen umgebenen Wasserreservoirs. Hier wurde das Wasser des Umbiloflusses durch mehrere große Dämme gestaut und in mächtigen Röhren nach Durban geleitet. Seitdem aber im Jahre 1905 ein nie geschehenes Hochwasser die Dämme sprengte, wurde das schöne Werk nicht mehr repariert, und Durban bezicht nun sein Wasser von dem eislichen 30 englische Meilen entfernten Umzazi-Fluß. — Einen Kilometer von den ehemaligen Wasserwerken entfernt, liegt hart an der Bahn die

große Ziegelei „Sarnia“. Sie zählte vor wenigen Jahren noch zu den größten Töpfereien und Ziegelbrennereien ganz Südafrikas, teilte aber später das Los der oben erwähnten Jam-Fabrik. So hat eben alles auf Erden sein Entstehen, Blühen und Vergehen.

Wenden wir nun den Blick nach rechts, so können wir von hier aus zum letztenmal Mariathill sehen. Vom eigentlichen Kloster sehen wir allerdings so viel wie nichts, wohl aber erblicken wir die doppeltürmige neue St. Josephskirche mit der daran stehenden zweistöckigen Knabenschule, die sich auch in dieser Entfernung noch gar prächtig aus den sie umgebenden Gärten und Waldanlagen abhebt. Desgleichen bleibt das Herz-Jesu-Kirchlein unserer Mühle, sowie das auf stolzer Höhe gelegene „St. Wendel“ geraume Zeit in Sicht.

Inzwischen kommen wir nach „Northdene“. Die Bahnstation und einige Farmerhäuser ist zunächst alles, was wir sehen. Links von der Bahn ist ein großes Maschinenlager von Mr. North, von welchem auch die Station den Namen hat. Das Hauptdepot ist in Durban.

Auf dem Wege nach „Malvern“ zu sehen wir linker Hand einen ganzen Bergabhang in Brand. Wie kommt das? Nun es ist hierzulande gebräuchlich, dass man an steilen, schwer zugänglichen Stellen, zu denen kein Fahrweg führt, Bäume und Buschwerk umhaut und das Holz, sobald es trocken geworden, anzündet. Die Lichtung wird hierauf mit Bananen bepflanzt, die auf dem jungfräulichen Boden, der durch die übrig gebliebene Asche auch noch ein vorzügliches Dungmittel bekommen, prächtig gedeihen. Von hier aus ist überhaupt, soweit das Auge nur reicht, alles Land unter Kultur, selbst die steilsten Hügel von der Talsohle bis zum höchsten Gipfel hinauf. Die Pflanzungen bestehen meist aus Bananen-, Ananas-, Mangos- und Orangenärgerten, und mitten darin liegen die armen, mit Stroh oder Blech gedeckten Lehmhütten der sie bebauenden Kulis. Leider schwemmen die im Hochsommer einfallenden starken Regengüsse immer mehr Humus von den Hügeln ins Tal hinab, sodass die Fruchtbarkeit dieser Gärten, die sich zur Stunde dem Auge so prächtig präsentieren, nicht nur von Jahr zu Jahr abnimmt, sondern schließlich ganz in Frage gestellt ist. Möglich, dass nach wenigen Jahrzehnten statt der schmucken Gärten nur noch die nackten Felsen übrig sind.

Die Haltstelle „Hillary's“ sei nur nebenbei erwähnt. Viel bedeutender ist die nächste Station „Bellair“. Sie hat eine weiße Bevölkerung von mehr als 400 Seelen, auch befindet sich dort eine katholische Kirche mit einem Oblatenpriester und das große Noviziatshaus der Schwestern von der hl. Familie. Das Bahngebäude selbst ist in sehr gefälligen Formen aus Kunst- und Ziegelsteinen aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herz von Stein im verwegsten Sinne des Wortes, nicht in der sprichwörtlichen Bedeutung, besaß ein 62jähriger Mann, der vor kurzem in einem Münchener Krankenhaus starb und von Dr. Oberndorfer seziert wurde. Neben den merkwürdigen Fall berichtet Völler's „Natur und Kultur“ im ersten Februarheft folgendes: Der Greis war wegen eines Fußgeschwürs in die Anstalt aufgenommen worden

und verstarb plötzlich. Die Sektion ergab außer einem schweren Leberleiden Verwachungen von Leber und Milz und ein Herz, das zum größten Teil versteinert war. Die Blätter des Herzbeutels waren miteinander fest verwachsen und zwischen den Verwachungen fanden sich ausgedehnte Verkalkungen in Form eines das ganze Herz umfassenden Siegellinges, dessen Platte die rechte Herzkammer mit Ausnahme der Spitze umgab, während der schmale Teil in der Grube verlief, die die Grenze zwischen den Vorhöfen und Herzkammern bildet. Die Platte besaß eine annähernd quadratische Form. Die Ursache der Versteinerung war wahrscheinlich eine eiterige Entzündung des Herzbeutels, deren Produkte sich abflassten und mit Kalksalzen durchsetzt wurden. Ähnliche Vorgänge haben auch schon zu Versteinerungen der Lunge geführt, wobei das Wunderbare ist, daß solche Individuen verhältnismäßig lange am Leben bleiben und nur zufällige Sektionen das theoretisch unmögliche wirklich glaubhaft zu machen vermögen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Einfelden, Effen, Lembeck, Gürzenich, Düren, Münster, Wiesmühl, Günzburg, Startern, Motten, Tüngen, Kirchberg, Bodenmais, Holzheim, Neumarkt, Niederschel, Rott, Rott, Rott, Ingolstadt, S. M. aus A., Unserherrn, Mering, Seehausen, Rößhaupten, Godesberg, Hochheim, Ehrhaft, Rößteten, Eppertshofen, Oberstotzingen, Postau, Neidhof, Freiburg, Mittelaschenbach, Ebern, Wehlach, Saig, Gasseldorf

Danksgaben

gingen ein aus: Schmitten, Kakenbühl, aus Provinz Hannover), Gersfeld, Tann: Dank dem hl. Josef für Hilfe in großem Anliegen, Großheubach erhalten, Dank dem hl. Josef für Erhörung einer Bitte, Familie Szumanelli, Detroit-Mich. Veröffentlichung war versprochen.

Gebets-Empfehlungen.

Eine Frau wegen Herzbeschwerden. Um Befreiung eines Brüters. Ein neunjähriger Knabe um die Sprache. Ein Sohn um gute Standeswahl. Für eine verzweifelte Frau. Ein wichtiges Anliegen einer Pfarrei. Ein Priester mehrerer Geschwister um Verhütung eines Prozesses. Eine gemischte Che. Ein Augenleidender. Ein Schwerhöriger. Um Erlangung ausgelaufenen Geldes. Ein halsleidendes Kind um Befreiung. Mehrere Krautie. Wichtige Anliegen. Glückl. Heirat. Hausverkauf. Glaubensloher Mann. Ungeratene Söhne und Töchter. Segen im Geschäft. Seelenfrieden. Gute Kindererziehung. Guten Fortgang im Studium. Nervenkrante. Ein Dienstmädchen. Um Befreiung. Guten Ausgang eines besonderen Anliegens. Glückliche Sterbefunde. Schwerhörige. Streitähnlicher Vater. Um Vaterliebe. Familienfrieden. Gute Aufstellung. Guten Geschäftsgang. Um Besserung eines Jünglings. Jüngling mit schwerem Fußleiden. Krebsleidende Frau. Krautiges Kind. Augenleidende. Ein leichtfertiges Mädchen. Besondere Anliegen. Geschäftsanliegen. Gute Lebenssicht. Befreiung einer Schwester. Hänischlicher Friede. Verirrter Sohn und Vater. Glückl. Hausverkauf. Ein mitkratener Sohn. Um glückl. Ausgang von Prozessen. Frieden in der Familie und Nachbarschaft. Befreiung des Examens. Gute Kindererziehung. Gute Standeswahl. Um Befreiung dem Trunkne ergebenen Männer. Hilfe in schwerem Seelenleiden. Erhaltung des Augenlichtes. Ein Geisteskranker Glückl. Operation. Erlangung passender Arbeit. Mehrere Schwind- und Lungensächtige. Mehrere schwerkrank Personen. Verschiedene Anliegen mehrerer Wohltäter.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehlten und aller Leser des Bergischen Meimnicht.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Ueberreinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Rekultur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Ulrich Hupfauer, Bad-Aibling, Johann Amor Repp, Kirchzell, Anna Alt, Hegles, Eberhard Greven, Gelsenkirchen, Josephine Rath, Schmiedendorf, Frau Marx-Wichterich, Greifswald, Theres Schambach, Fahndorf, Josef Kuez, Brixen, Anna Sichta, Schönbrunn, Maria Wissling, Pischelsdorf, Agnes M. Rüber, Luras, Josef Kozat, Pößing, Martin Kreim, Graz, Anna Lechner, Aspang, Schw. Kath. Haller, Klagenfurt, Leopold Uferl, Graz, Rosalia Schuhmann, Joh. Adam Jädel und M. Kath. Jädel, Motten, Kath. Gallmeier, Herrnthal, Maria Anna Dörl, Herbolzheim, Marg. Hans, Münchwies, Theres Meyer, Pöppenreuth, Marianna Oberle, Sebach, Frau Abtissin Bernarde Carolina Kasper, Marienstern, Sachl. Ignaz Hawelesk, Jakob und Maria Eva Hauser, Daxlanden, Witwe Magd. Seiter, Reihen, Peter Bentgraf, Battern, Eg. Dent, Pfr., Loigenkirchen, Josephine Preißl, Neustadt, Anna Voß, Freiburg, Frz. Sal. Karg, Venet, Passau, Anna Rösch, Münchenreuth, Josef Lanter, Oberägeri, Adolf Stoffel, Bisperterminen, Fridolin Roser, Oberurnen, Josef Anton Mansor, Schwarzenegg, Georg Lejer, Unterthürheim, Barbara Schwab, Leimersheim, Edmund Stein, Kansas City, Mo. Georg Wiesing, Fort Madison, Iowa, Kath. Kasper, Barton, Wis. Maria Franziska Schmelz, Geismar, Josef Daller, Trattberg, Thobald Bösch, Sternenberg, Josef Schuebeln, Ueberkümmen, Michael Kämmerer, Iphofen, Georg Kügeler, Gerchsheim, Theresia und Ottilia Trost, Obererthal, Martha Lübecke, Wiesenfeld, Kaspar Jos. Wingenfeld, Horas, Peter Gutberleth und Frau, Leizols, Hieronymus Reichart, Riegen, Marg. Kraus, Wimmelbach, Georg Probst, Glonn, Johann Förl, Stadendorf, Christine Fricke, Steele, Elise Schulte-Krengel, Serkenrode, Pfarrer Furtach, Zschlich, Bernard Niemann, Warendorf, Andreas Füßenich, Köln, Frau Schlaghecken, Hassen, Gebhard Feuerstein, Andelsbuch, Franziska Ernst, Vorbeck, Frau Böth, Niederdünn, Jakob Düren, Uedem, August Küster, Berghausen, Gerhard Berning, Mehringen, Anna Wintmann, Herdingen, Anton Euterhulte, Wadersloh, Paul Herichel, Röde, Gerhard Berning, Mehringen, Hochu. Herm. Hads, Xanten, Christine Schmid und Durin Meisters, Würjelen, Fritz Blömer, Georg Bedermann und Augusta Burwinkel, Dinklage, Gottfried Pohl, Abenden, Klara Hilberath, Mühlheim-Ruhr

Vom Vatikan.

Neue geistliche Vorteile der St. Petrus Claver-Sodalität verliehen durch Se. Heiligkeit Papst Pius X. Am 14. April vormittags wurde die General-Leiterin der St. Petrus Claver-Sodalität, Gräfin Ledóchowska, von Sr. Heiligkeit in Privat-Audienz empfangen. Selbe erstattete dem Heiligen Vater Bericht über die Entwicklung ihres Werkes, legte den Bericht vor über die im Jahre 1908 von der Claver-Sodalität in die afrikanischen Missionen verschickten Summen (Mt. 173, 234, 62) und übertrug dem Heiligen Vater zwei von der Sodalität soeben herausgegebene Katechismen in den Neger-sprachen Kisaheli und Kichaga, beide bestimmt für das apostol. Vikariat Bagamoyo in Deutsch-Ost-Afrika. Se. Heiligkeit zeigte sich über alles sehr erfreut und gewährte der St. Petrus Claver-Sodalität neue große Begünstigungen: Er erteilte einen speziellen Segen allen jenen, die sich in den von der Sodalität neu errichteten „Mechbund für Afrika“ einschreiben lassen und schrieb sich eigenhändig in diesen Mehrbund*) ein. Sodann gewährte er, daß alle Priester-Förderer der Sodalität mit Einwilligung ihres Ordinarius für die Zeit ihrer Wirksamkeit zu Gunsten der Sodalität die Absenfränze mit den sogenannten „Kreuzherrn-Abläffen“ versehen können.

*) Der einmalige Beitrag zum Mehrbund beträgt 1 Mt. Betreffs Einschreibung und Statuten wende man sich an die Filialen der St. Petrus Claver-Sodalität, München, Türkenstraße 15/II, oder Breslau, Hirschstraße 33.